



universität
wien

MASTERARBEIT

Titel der Masterarbeit

„The harm that has a name“ -

Lesbisches Erleben von Street Harassment im öffentlichen Raum Wien

Verfasserin*

Brigitte Temel, BA

angestrebter akademischer Grad

Master of Arts (MA)

Wien, 2015

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt: Masterstudium Gender Studies

Betreuerin*: Dr.ⁱⁿ habil. Sigrid Schmitz

Für Robin.

Danksagung

An dieser Stelle möchte ich allen danken, die mich während der Erstellung dieser Arbeit unterstützt und begleitet haben. Allen voran möchte ich mich herzlich bei meiner Betreuerin Dr.ⁱⁿ habil. Sigrid Schmitz bedanken, die all meine Fragen während dem Forschungsprozess beantwortet hat und sich viel Zeit genommen hat, um jeden Arbeitsschritt zu kommentieren. Mit ihrer konstruktiven Kritik ist mir das Arbeiten leichter gefallen.

Dankbar bin ich auch für die Unterstützung meiner Familie, meiner Freundin* und all meinen Freunden* und Freundinnen*, die für mich da waren, mit mir über meine Forschung gesprochen haben und mir hilfreiche Ratschläge gegeben haben. Auch Robin möchte ich ausdrücklich danken, welche mich selbst in schwierigen Zeiten begleitet hat. Einen besonderen Dank möchte ich an meine Freundin* Hansal aussprechen, welche zeitgleich ebenfalls ihre Master Arbeit geschrieben hat und mit der ich mich immer austauschen konnte.

Danke auch an die ÖH Uni Wien und die ÖH BV für ihre finanzielle Unterstützung.

Abschließend möchte ich besonders meinen Interviewteilnehmerinnen* danken, ohne deren Hilfe diese Arbeit nicht möglich gewesen wäre.



Inhalt

1. Einleitung	1
2. Theorie	3
2.1. Intersektionalität und Heteronormativität	3
2.1.1. Intersektionalität	3
2.1.2. Heteronormativität und Queer Theory	6
2.1.3. Queer Theory und Intersektionalität	9
2.2. (Öffentlicher) Raum	11
2.2.1. Die Konstruktion des öffentlichen Raums	11
2.2.2. Öffentlichkeit und Privatheit	13
2.2.3. Heteronormativität des städtischen Raums	14
2.3. Street Harassment.....	19
2.3.1. Begriffsbestimmung und Definition.....	19
2.3.2. Problembeschreibung	23
2.3.3. Kontexte von Street Harassment und Handlungsstrategien	25
2.3.4. Konsequenzen	28
2.3.4.1. (Selbst-)Objektifizierung.....	29
2.3.4.2. Sicherheitswahrnehmung im öffentlich Raum.....	32
2.4. Forschungsfragen	34
3. Methode	35
3.1. Sample und Feldzugang	35
3.2. Problemzentriertes Interview	37
3.3. Interviewfragen	38
3.4. Auswertung	39
3.5. Positionierung als Forscherin*	40
4. Ergebnisse	42
4.1. Erfahrungen von Street Harassment.....	42
4.1.1. Erleben des öffentlichen Raums in Wien.....	43
4.1.2. Angst um andere.....	45
4.1.3. Subjektive Grenzen, Grenzüberschreitungen und Eigendefinitionen von Street Harassment.....	46
4.1.4. Häufigkeit von Street Harassment.....	49
4.1.5. Konkrete Erfahrungen von Street Harassment.....	49
4.1.5.1. als Frau*	50
4.1.5.2. als Lesbe.....	51
4.1.5.3. Geschlechterperformance.....	55
4.1.5.4. als dicke Frau*	56
4.1.6. Bedeutung von Kontexten.....	56
4.1.6.1. Ort	57
4.1.6.2. Zeit	59
4.1.6.3. Tagesverfassung.....	59
4.1.6.4. Allein/nicht allein.....	60
4.1.6.5. Mobilität.....	62
4.1.6.6. Aussehen	64
4.1.6.7. Körperliche Fitness und Stärke	64
4.1.6.8. Sichtbarkeit	65
4.1.7. Wechselwirkungen von Wahrnehmungen von Street Harassment und Umgang damit	66

4.2. Gefühle und Körper(lichkeit) in Bezug auf Street Harassment	69
4.2.1. Potentielle Betroffenheit	69
4.2.2. In der konkreten Situation von Street Harassment.....	71
4.2.3. Nach der konkreten Situation von Street Harassment.....	73
4.2.4. Konsequenzen von Street Harassment auf die Beziehung.....	76
4.2.5. Längerfristige Konsequenzen.....	77
4.2.6. (Selbst-)Objektivierung.....	81
4.3. Handlungsstrategien	83
4.3.1. Diskussion von aktiv und passiv aus der Selbstwahrnehmung.....	83
4.3.2. Strategien im Umgang mit Bewusstsein der Möglichkeit von Street Harassment	
.....	85
4.3.3. Präventive Strategien.....	87
4.3.4. Strategien in konkreten Situationen	90
4.3.5. Strategien nach konkreten Situationen von Street Harassment.....	99
4.3.6. Strategien als Paar	102
4.3.7. Was anderen raten?	107
5. Diskussion der Ergebnisse und Fazit.....	109
5.1. Wichtigste Ergebnisse	109
5.1.1. Erfahrung des öffentlichen Raums und Erfahrungen von Street Harassment..	109
5.1.2. Gefühle und Körper(lichkeit) in Bezug auf Street Harassment	112
5.1.3. Handlungsstrategien	115
5.2. Grenzen dieser Arbeit und zukünftige Forschung.....	117
5.3. Ausblick	118
6. Literatur.....	119
7. Anhang.....	123
7.1. Leitfaden für die Interviews	123
7.2. Abstracts.....	125
7.2.1. Abstract (deutsch)	125
7.2.2. Abstract (englisch)	126
7.3. Curriculum Vitae.....	127

1. Einleitung

Anfang Jänner 2015 wird ein lesbisches Paar aus dem Altwiener Café Prückl geworfen, weil sie sich zur Begrüßung geküsst haben¹. Im August 2015 wird ein lesbisches Paar von vier Männern* angegriffen, nachdem sie sich nachts im öffentlichen Raum geküsst haben². Eine 2012 EU-weit durchgeführte Studie zur Lebensrealität von LGBT Menschen³ ergibt, dass in Österreich 48% der Befragten im letzten Jahr Homophobie erfahren haben (vgl. FRA 2012:26). 29% geben an, nie gegenüber anderen offen zu sein, dass sie LGBT sind (vgl. ebd.:81). Aus Angst vor Übergriffen verzichten 56% der Befragten darauf mit gleichgeschlechtlichen Partner*innen im öffentlichen Raum Händchen zu halten (vgl. ebd.:87), 39% vermeiden bestimmte Plätze oder Orte (vgl. ebd.:90).

Insgesamt zieht die Studie das Fazit, dass lesbische Frauen* im Gegensatz zu schwulen Männern* häufiger Übergriffe und Diskriminierungen erfahren, sowohl in Bezug auf ihre sexuelle Orientierung, als auch in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität (vgl. FRA 2012:104). Diese Ergebnisse werden auch durch die 2015 durchgeführte Studie der WAST „Queer in Wien“⁴ unterstützt (vgl. WAST 2015:6). Diese Zahlen und die eingangs erwähnten homophoben Übergriffe auf queere Frauen* zeigen, dass die Situation für LGBT Menschen weder in Österreich, noch in Wien optimal ist, obwohl gerade Wien oft als eine offene und tolerante Stadt dargestellt wird. Gerade queere Frauen* sind im öffentlichen Raum oft von mehreren Diskriminierungsverhältnissen betroffen, die sich nicht nur auf ihre sexuelle Orientierung und ihre Geschlechtsidentität beziehen, sondern auch auf ihre Geschlechterperformance, ihre Körperlichkeit oder ihre Ethnizität. Diese Erfahrungen von Belästigungen und Übergriffen im öffentlichen Raum werden als Street Harassment bezeichnet.

Besonders in den letzten Jahren gibt es vermehrt Aktivismus gegen Street Harassment. Gruppen, wie das 2005 gegründete Netzwerk *Hollaback!* oder die 2012 gegründete Organisation *Stop Street Harassment* thematisieren und bekämpfen Street Harassment in vielen unterschiedlichen Ländern weltweit. Auch das 2012 gestartete Street Art Projekt der

¹ http://diepresse.com/home/panorama/wien/4639042/Lesben-aus-Cafe-geworfen_PruckelChefin-entschuldigt-sich (8.10.2015).

² <http://www.thinkoutsideyourbox.net/?p=37057> (29.9.2015).

³ http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-eu-lgbt-survey-main-results_tk3113640enc_1.pdf (29.9.2015).

⁴ <https://www.wien.gv.at/menschen/queer/pdf/wast-studie-ergebnisse.pdf> (29.9.2015).

Künstlerin Tatyana Fazlalizadeh *Stop Telling Women to Smile*⁵ thematisiert alltägliche Formen von Street Harassment, welche insbesondere *Women of Colour* erleben. Im deutschsprachigen Raum war es der 2013 eingeführte Hashtag *#aufschrei*⁶, welcher sexistische Übergriffe dokumentierte und die Diskussion um sexuelle Belästigung und Street Harassment medial thematisierte.

Trotz der zunehmenden Etablierung einer internationalen sozialen Bewegung, mit dem Ziel Street Harassment zu beenden, hat das Thema bisher wenig Beachtung im wissenschaftlichen Diskurs gefunden. Vor allem Forschung zu lesbischen und queeren Frauen* und Street Harassment ist bisher kaum vorhanden. Ziel dieser Arbeit ist es daher, zu dem bisher vorhandenen Forschungsstand beizutragen und diesen um die Perspektive lesbischer und queerer Frauen* zu erweitern. Im Fokus dieser Forschung steht die Frage, wie lesbische und queere Frauen* den öffentlichen Raum in Wien erleben, welche Erfahrungen sie mit Street Harassment machen und welche Konsequenzen diese haben. Ein besonderer Schwerpunkt ist der Umgang der interviewten Frauen* mit Street Harassment und die dafür von ihnen entwickelten Handlungsstrategien.

Im Folgenden stelle ich kurz die jeweiligen Kapitel dieser Forschung vor. Die Arbeit ist in vier große Kapitel unterteilt: Theorie, Methode, Ergebnisdarstellung sowie die Analyse der wichtigsten Ergebnisse. Der theoretische Teil der Arbeit umfasst drei Kapitel. Im ersten gehe ich auf Intersektionalität und Heteronormativität ein, zwei für diesen Forschungskontext unabdingbare Konzepte. Im zweiten Kapitel umreißt ich den öffentlichen beziehungsweise städtischen Raum, wie dieser konstruiert und strukturiert wird. Im dritten Kapitel gehe ich ausführlich auf das Konzept Street Harassment ein, auf unterschiedliche Definitionen desselben und thematisiere physische und psychische Konsequenzen für Frauen*, welche von Street Harassment betroffen sind. Anschließend stelle ich im Methodenkapitel das Sample, die angewandte Methode zur Durchführung der Interviews sowie der Auswertung vor. Im dritten großen Kapitel stelle ich ausführlich die aus den Interviews gewonnenen Ergebnisse dar. Abschließend fasse ich die wichtigsten Ergebnisse zusammen und beantworte die dieser Arbeit zugrunde liegenden Forschungsfragen.

⁵ <http://www.tlynnfaz.com/Stop-Telling-Women-to-Smile> (29.9.2015).

⁶ Zum nachlesen: <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2014-01/sexismus-debatte-folgen> (12.9.2015).

2. Theorie

2.1. Intersektionalität und Heteronormativität

In diesem Kapitel wird zunächst auf die Relevanz der Diskussion sozialer Kategorien eingegangen sowie der intersektionale Ansatz vorgestellt. Anschließend werden das Konzept der Heteronormativität und der Begriff *queer* dargestellt. Abschließend folgt eine kurze Diskussion der möglichen Überschneidung von Intersektionalität und Queer Theory.

2.1.1. Intersektionalität

In dieser Arbeit kommt sozialen Kategorien eine große Bedeutung zu. Diese strukturieren nicht nur die Gesellschaft, sie haben außerdem weit reichende Folgen für Individuen beziehungsweise soziale Gruppen und dienen als „Platzanweiser“ in der Gesellschaft (vgl. Walgenbach 2012:23).

Machtvoll aufgeladene soziale Kategorisierungen bestimmen ebenfalls, inwiefern unsere körperliche Integrität geachtet wird (ob wir z.B. Angst vor gewalttätigen Übergriffen haben müssen nur weil wir einer bestimmten sozialen Gruppe angehören), ob wir uns in den Repräsentationen der Gesellschaft wieder finden (Sprache, Medien, Stereotype) oder ob wir uns ohne Barrieren körperlich fortbewegen können (s. Walgenbach 2007:57). (Walgenbach 2012:24)

In dieser Arbeit lehne ich mich an die Definition von Intersektionalität nach Katharina Walgenbach an. Unter Intersektionalität versteht sie, „[...] dass soziale Kategorien wie Gender, Ethnizität, Nation oder Klasse nicht isoliert voneinander konzeptualisiert werden können, sondern in ihren Verwobenheiten oder ‚Überkreuzungen‘ (engl. *intersections*) analysiert werden müssen“ (Walgenbach 2012:1). Im Mittelpunkt steht die Untersuchung von „[...] Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnissen, die soziale Strukturen, Praktiken und Identitäten reproduzieren“ (ebd.:2). Walgenbach führt die Ursprünge von Intersektionalität auf Black Feminism und die Critical Race Theory zurück (vgl. ebd.:1). Der Begriff der Intersektionalität (engl. *intersectionality*) wurde 1989 von Kimberlé Crenshaw geprägt (vgl. ebd.:11). Als wichtigen historischen Moment der Intersektionalitätsdebatte wird oft die Gründung des Combahee River Collectives⁷ im Jahr 1974 in den USA angeführt (vgl.

⁷ Das Combahee River Collective hat 1977 ihre Grundpositionen in *A Black Feminist Statement* zusammengefasst – nachzulesen etwa in dem 1982 herausgegebenen Sammelband von Gloria Hull, Patricia Bell Scott et al. *All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave*.

ebd.:3). Ein zentrales Anliegen in den Anfängen der Intersektionalitätsforschung war die Annahme, dass Unterdrückungsverhältnisse miteinander verwoben sind (vgl. ebd.:3). Darüber hinaus hatten Arbeiten von Frauen* wie Gloria Anzaldúa, Cherrie Moraga, Gloria T. Hull, Patricia Bell Scott sowie Barbara Smith einen wichtigen Einfluss (vgl. ebd.:4).

Diese und andere Publikationen übten in den 1970er und 1980er Jahren eine umfassende Kritik an der etablierten Frauenforschung und -politik, da diese sich beinahe exklusiv an den Interessen weißer, westlicher und heterosexueller Frauen aus der Mittelschicht ausrichtete. (Walgenbach 2012:4)

Mit dieser Kritik hat sich unter anderem bell hooks näher auseinandergesetzt. Für sie ist vor allem die Tatsache problematisch, dass eine bestimmte (privilegierte) Gruppe von Frauen* einen Universalisierungsanspruch vertritt, vorgibt im Namen „aller“ Frauen* zu sprechen und politische Forderungen zu stellen, ohne aber Lebensrealitäten anderer Gruppen von Frauen* mitzudenken oder zu berücksichtigen (vgl. Walgenbach 2012:4). Ihr und anderen Theoretikerinnen* ging es vor allem darum zu zeigen, dass die Kategorie Frau* nicht homogen ist und dementsprechend nicht alle Frauen* die gleichen politischen Forderungen stellen. Gleichzeitig gab es auch im deutschsprachigen Raum vergleichbare Diskussionen. In Deutschland waren es vor allem Migrantinnen*, schwarze Deutsche, jüdische Frauen* oder Frauen* mit Behinderungen (vgl. ebd.:5), welche die notwendigen Anstöße für eine Auseinandersetzung mit der Kategorie Frau* lieferten und aufzeigten, dass in Abhängigkeit von unterschiedlichen Gruppenzugehörigkeiten spezifische politische Forderungen, Problematiken und Diskriminierungsverhältnisse entstehen (vgl. ebd.:6f).

Gemeinsam machten Schwarze Frauen, Migrantinnen, Jüdinnen, Lesben und Frauen mit Behinderungen in der BRD die Erfahrung, dass sie im feministischen Mainstream als ‚die Anderen‘ repräsentiert und verobjektiviert wurden. Ihre Themen und Forderungen wurden entweder nicht wahrgenommen oder als ‚Spezialinteressen‘ bagatellisiert. Im Gegenzug stellten marginalisierte Feministinnen und Frauen die Vereinnahmung durch ein ‚feministisches Wir‘ vehement in Frage. Insbesondere Migrantinnen und Schwarze Frauen verwiesen dabei auf Probleme von Sprecherpositionen und Repräsentationen: wer spricht? für wen? zu welchem Zweck? Wer wird adressiert? (Walgenbach 2012:9)

Gerade diese Frauen*gruppen, welche die Intersektionalitätsdebatte angestoßen und ermöglicht haben, stehen derselben zum Teil skeptisch gegenüber. So besteht im deutschsprachigen Raum die Unsicherheit, „[...] dass die politisch-theoretischen Traditionen nur eine historische Fußnote in der Geschichtsschreibung der Intersektionalitätsforschung bleiben könnten“ (Walgenbach 2012:9f) oder, dass „[...] die theoretischen Impulse von People of Colour sowie Feministinnen mit einem Migrations-, Exil- und Diaspora Hintergrund verleugnet oder als prä-theoretische Erfahrungsberichte abgewertet werden (Erel

et al. 2007)“ (ebd.:10). Eine darüber hinaus bestehende Problematik ist das Herauslösen des Intersektionalitätsansatzes aus den Entstehungskontexten der Critical Race Studies (vgl. ebd.:10). Darüber hinaus, betreiben immer mehr weiße Akademiker*innen mit gesicherten Stellen Forschung zu Intersektionalität (vgl. ebd.:10).

Zentral für die Intersektionalitätsdebatte ist eine Ablehnung und Kritisierung von eindimensionalen, beziehungsweise additiven Perspektiven auf soziale Kategorien und Machtverhältnisse (vgl. Walgenbach 2012:11). Aus dieser Position heraus werden etwa Begriffe wie Doppeldiskriminierung, doppelte Benachteiligung oder dreifache Vergesellschaftung (vgl. ebd.:11) abgelehnt, da diese suggerieren, unterschiedliche Diskriminierungsverhältnisse könnten quasi zusammenaddiert werden, anstatt diese als komplex ineinander verschränkt zu verstehen (vgl. ebd.:11). Soziale Kategorien werden darüber hinaus nicht nur als miteinander verwoben, sondern außerdem als einander verstärkend, abschwächend beziehungsweise auch einander verändernd verstanden (vgl. ebd.:11). Intersektionalität bedeutet somit nicht nur „[...] die Berücksichtigung mehrerer sozialer Kategorien, sondern ebenfalls [...] die Analyse ihrer Wechselwirkungen (Walgenbach 2012:81)“ (ebd.:1). Die schwarze US-Juristin Kimberlé Crenshaw prägte die Metapher der Straßenkreuzung, auf welcher viele unterschiedliche Diskriminierungsverhältnisse aufeinander treffen, um Intersektionalität anschaulich zu erklären (vgl. ebd.:12). Walgenbach sieht diese Metapher als problematisch, da sie zu der Annahme führen kann, die unterschiedlichen sozialen Kategorien seien unabhängig und isoliert voneinander vorhanden, wenn sie nicht gerade auf der Kreuzung aufeinander treffen (vgl. ebd.:18). Außerdem suggerieren Begriffe wie „Überkreuzungen“ oder „Schnittpunkte“, „[...] dass soziale Kategorien einen ‚genuinen Kern‘ hätten, der sich mit weiteren Kategorien ‚verkettet‘ oder ‚verschränkt‘ [...]“ (ebd.:18). Walgenbach fragt weiter danach, was dieser „genuine“ Kern sein könnte. Ihrer Meinung nach kann dann von einem „genuinen“ Kern gesprochen werden, „[...] wenn man spezifische Lebensformen, Subjektpositionen oder Diskurse privilegiert und zum theoretischen Zentrum erklärt“ (ebd.:19). Als Alternative schlägt Walgenbach den Begriff der interdependenten Kategorien vor (vgl. ebd.:18f), welcher ihrer Meinung nach besser geeignet ist, „[...] da dieser die gegenseitige Abhängigkeit von sozialen Kategorien fokussiert und damit die komplexen Beziehungen von Dominanzverhältnissen in den Vordergrund stellt (z.B. Weiß et al. 2001:22; Lorey 2006:62)“ (ebd.:19). Das heißt statt von „[...] Interdependenzen zwischen Kategorien von

interdependenten Kategorien auszugehen (Walgenbach 2005a u. 2005b:48; Walgenbach 2007“ (ebd.:19).

Das heißt es wird nicht mehr allein von Interdependenzen bzw. wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen Kategorien bzw. Machtverhältnissen ausgegangen, sondern soziale Kategorien werden zugleich als in sich heterogen strukturiert konzeptualisiert (Walgenbach 2005a u. 2005b: 48 u. 2007: 58ff.). (Walgenbach 2012:19f)

Bei einer Forschung mit intersektionalem Anspruch, stellt sich die Frage mit welchen sozialen Kategorien gearbeitet wird und wie diese gewichtet werden, das heißt welchen mehr Raum gegeben wird und welchen weniger. Nach Dietze et al. (2012) ist es unmöglich immer alle sozialen Kategorien zu berücksichtigen. Bestimmte Forschungskontexte müssen die für ihre Forschung relevanten Kategorien bevorzugen (vgl. Dietze et al. 2012:12).

In einem US-amerikanischen Kontext sind die Kategorien race/class/gender die am häufigsten berücksichtigsten, während in einem europäischen Kontext auch andere Kategorien, wie etwa Alter, Sexualität oder Nation, mitgedacht werden (vgl. Walgenbach 2012:21).

Mögliche Einflussgrößen sind hier bspw. historische, geographische, politische und kulturelle Faktoren. Darüber hinaus bestimmen auch Forschungsinteressen, Theorien oder politische Ansätze die Auswahl und Gewichtungen von Kategorien (vgl. Walgenbach 2007:42ff). Folglich gilt auch für Intersektionalitätsdebatten, dass Wissensproduktion stets ‚situier‘ und ‚partikular‘ verläuft (Haraway 1991). (Walgenbach 2012:22)

In den USA nimmt Intersektionalität eine starke „rechtlich-politische Dimension“ ein und legt einen starken Fokus auf „[...] die strategische Relevanz von Identitätspolitik sowie [...] materielle Effekte von Rassismus [...]“ (Walgenbach 2012:27). In Europa hingegen wird Intersektionalität mit postmoderner und dekonstruktivistischer Theorie verbunden, hier wird es „[...] demnach eher als theoretische Analyseperspektive adaptiert“ (ebd.:27).

2.1.2. Heteronormativität und Queer Theory

Der Begriff der Heteronormativität meint, dass Heterosexualität als die Norm gilt, während andere sexuelle Orientierungen als von dieser Norm abweichend angesehen werden. Demnach gibt es nur zwei Geschlechter, Frau und Mann, deren Begehren auf das jeweils andere Geschlecht gerichtet ist. Michael Warner wendete den Begriff als erster in den frühen 90ern an, um „[...] Sexualität zu einer Grundkategorie der Gesellschaftsanalyse zu machen“ und dabei „nicht einfach Lesben und Schwule in eine ansonsten unveränderte Theorie

einzu beziehen“ [...], auch nicht Toleranz für Minderheiten zu fordern, sondern „einen aggressiven Impuls der Verallgemeinerung“ durch „umfassenderen Widerstand gegen die Regime der Normalität“ [...] zu geben [...]“ (Wagenknecht 2007:18). Der Einfluss von Heteronormativität beschränkt sich nicht nur auf die Subjektbildung oder die Art, wie Begehren gelebt wird. Heteronormativität hat darüber hinaus einen starken Einfluss auf die Strukturierung und Ordnung von Institutionen, wie beispielsweise „[...] Recht, Ehe, Familie und Verwandtschaft sowie wohlfahrtstaatliche Systeme“ (Schuster 2012:639) und letztlich vor allem alltäglichen Praxen, „[...] wie Fotos in der Brieftasche tragen, Familienpackungen einkaufen, Gäste empfangen, Weihnachten feiern, eine Waschmaschine kaufen, ein Formular ausfüllen oder Diät halten (Hark 2004b:106)“ (ebd.:639).

In der Subjekt-Konstitution erzeugt Heteronormativität den Druck, sich selbst über eine geschlechtlich und sexuell bestimmte Identität zu verstehen, wobei die Vielfalt möglicher Identitäten hierarchisch angeordnet ist [...]. Zugleich reguliert Heteronormativität die Wissensproduktion, strukturiert Diskurse, leitet politisches Handeln, bestimmt über die Verteilung von Ressourcen und fungiert als Zuweisungsmodus in der Arbeitsteilung. (Wagenknecht 2007:17)

Nach Wagenknecht durchzieht Heteronormativität auch andere gesellschaftliche Verhältnisse, wie etwa Rassismen oder Klassenverhältnisse (vgl. Wagenknecht 2007:17) und ist somit immer mit gesellschaftlichen Machtverhältnissen verbunden (vgl. ebd.:18). Ein wichtiger Baustein des Begriffs der Heteronormativität stellt Judith Butlers Konzept der heterosexuellen Matrix der Intelligibilität dar (vgl. ebd.:18), welches sie erstmals in *Gender Trouble* formuliert (vgl. Butler 1991: 38f). Mit diesem Konzept ist es möglich theoretisch nachzuzeichnen, wie die Verschränkung von *sex*, *gender* und Begehren funktioniert und in einer Gesellschaft normiert wird, während andere Lebensrealitäten verunmöglicht werden. Diese Matrix besteht aus drei Teilen: *sex*, dem anatomischen Geschlecht, *gender*, der Geschlechtsidentität und dem Begehren. Aufgrund dessen, dass Heterosexualität als Norm gilt, spricht Butler von einer heterosexuellen Matrix der Intelligibilität. Intelligibel sind nach Butler nur jene Menschen, deren *sex*, *gender* und Begehren gesellschaftlichen Vorstellungen entspricht – das heißt wenn der anatomische Körper „weiblich“ ist, der Mensch sich als Frau identifiziert sowie sein Begehren auf „Männer“ richtet, ist er intelligibel, das heißt denkbar, vorstellbar. Die Kritik von Heteronormativität richtet sich folglich gegen „[...] heterosexuell[e] Normen der Zweigeschlechtlichkeit und die diskursiven und sprachlichen Herstellungsbedingungen von Geschlecht und Sexualität“ (Schuster 2012:638).

Butlers These lautet, dass eine „Matrix der Heterosexualität“ die rigide zweigeschlechtliche Unterscheidung der Körper organisiere und sich durch deren Naturalisierung selber legitimiere. Sie geht davon aus, dass Geschlecht (*sex* und *gender*) durch die Wiederanrufung in Sprache und diskursiven Praktiken performativ hergestellt wird. Das bedeutet, dass eine Kohärenz zwischen Geschlechtskörper (*sex*), sozialem Geschlecht (*gender*), Geschlechtsidentität und Begehren nicht naturgegeben sei, sondern normatives Ideal und Effekt mühsamer Zurichtung, die durch ein heteronormatives Herrschaftsregime abgesichert würden. (Schuster 2012:638)

Butler meint *sex* sei immer schon *gender* und nicht nur *gender* sei sozial konstruiert, sondern auch der Körper als soziales Konstrukt verstanden werden muss. Butler greift hier Vorstellungen von Natur und Kultur auf und zeigt mit ihrem Konzept der Materialisierung, wie Natur (Körper) als „[...] der Kultur vorgängig Gesetzes [...] zum fiktiven, vorsprachlichen und vorsymbolischen Konstrukt [wird], das sich nicht unmittelbar erschließt“ (Bublitz 2002:39) und dadurch als unkonstruiert, natürlich erscheint. Nach Butler sind Normen maßgeblich an der Materialisierung sowie Naturalisierung von Körpern beteiligt. Dabei versteht sie den anatomischen Körper als „[...] Sozialkörper [...] [welcher] nur durch die in ihn eingeschlossenen und abgelagerten Diskursschichten hindurch greifbar [ist]“ (ebd.:39). Die Normen, welche die Materialität des Körpers formen, gehen diesem voraus, er kann demnach als Effekt eben jener ihm vorgängigen normativen Entwürfen verstanden werden. Angelehnt an Austins Sprachakttheorie und Foucaults Theorie diskursiver Machtformationen geht Butler einen Schritt weiter und meint, Körper selbst seien Gesellschaft, welche sich im Körper manifestiert und zeigt (vgl. ebd.:39). Gesellschaft und ihre symbolische Ordnung materialisiert sich folglich im Körper selbst. Zentral ist neben der Bedeutung von Diskursen und Normen das Konzept der Performativität. Durch das ständige Wiederholen und Zitieren von Normen werden nach Butler „[...] Körpermorphologie, [...] Körperumrisse und -bilder sowie eine Körperwahrnehmung [...]“ (ebd.:40) mitbeeinflusst und geformt.

Das Wort *queer* stammt aus dem englischsprachigen Raum und war – beziehungsweise ist – ein Schimpfwort für Lesben und Schwule. In den 90ern kam es im Kontext politischen Aktivismus von LGBTI zu einer positiven Aneignung und Selbstbezeichnung des Begriffs. Darüber hinaus bezeichnet *queer* nicht länger klar abgegrenzte Identitäten, wie lesbisch oder schwul, sondern versucht viel mehr einen Raum zu öffnen, in welchem alle Menschen einen Platz finden, deren Geschlecht und Sexualität als nicht-normativ, das heißt heteronormativ, verstanden werden – etwa Transgender oder Intersexuelle (vgl. Dietze et al. 2012:3). Der Begriff gelangt in Form der Queer Theory auch auf eine akademische, wissenschaftliche

Ebene. Zentral in dieser ist ein Verständnis von Geschlecht und Sexualität als nicht „natürlich“, sondern vielmehr als durch komplexe ineinander greifende Prozesse konstruiert. Fixe, vermeintlich starre und klar abgrenzbare Identitäten werden kritisch beleuchtet, außerdem werden auch „[...] Normalisierungsvorgänge sowie spezifische Herrschaftsformationen wie Heteronormativität [...]“ (ebd.:3) analysiert.

2.1.3. Queer Theory und Intersektionalität

Nach Dietze et al. (2001) ist das Verhältnis von Queer Theory und Intersektionalität, trotz oberflächlich betrachteter Gemeinsamkeiten, ein kompliziertes (vgl. Dietze et al. 2012:1). Dies führen Dietze et al. darauf zurück, dass einerseits in der Theoretisierung von Intersektionalität häufig die Kategorie Sexualität wenig berücksichtigt wird, während andererseits Intersektionalität in der Queer Theory lange Zeit wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde (vgl. ebd.:1). Ein Grund für letzteres ist, dass in der Queer Theory, in welcher die Dekonstruktion und kritische Hinterfragung von sozialen Kategorien beziehungsweise Identitätspolitik einen zentralen Stellenwert einnimmt, die Befürchtung vorhanden war, dass durch das Stützen auf „herrschaftsasymmetrische Binaritäten“ eben diese Kategorien verfestigt werden würden (vgl. ebd.:2). Dieses Verhältnis zu Intersektionalitätspositionen wurde erst im Laufe des letzten Jahrzehnts aufgebrochen, vor allem durch Theorien und Forschung von Postcolonial Studies, Critical Race Studies, Critical Whiteness Studies, Queer of Color und Queer Diaspora Critique sowie Queer Disability und Transgender Studies (vgl. ebd.:2). Dietze et al. verstehen Intersektionalität und Queer Theory als eine jeweils für die andere Position korrektive Methodologie, was sie wie folgt begründen:

Zum einen: Queer Theory kann den implizit vergegenständlichenden Effekt der Anrufung durch Kategorien per se und ihre Fixierung auf machtasymmetrische Binaritäten wie Weiß/Schwarz, männlich/weiblich, hegemonial/subaltern in Intersektionalitätsansätzen untergraben. Zum anderen: Intersektionalitätsansätze ermöglichen es, die Ko-Präsenz und Simultaneität sowie die Widersprüchlichkeiten von unterschiedlichen Subjektivierungen und Positionalitäten in die Queer Theory hineinzutragen. (Dietze et al. 2012:2)

Nach Dietze et al. führte(n) die identitätskritischen Positionen der Queer Theory oft zu Kritik, insofern als das hinterfragt wurde, wie auf Lebensrealitäten, Bedürfnisse und Probleme bestimmter sozialer Gruppen eingegangen werden soll, wenn deren Identität „abgeschafft“ wird (vgl. Dietze et al. 2012:3). Dietze et al. betonen, dass „[e]iner der wichtigsten Momente von queeren Analysen [...] die Potenz zur Dekonstruktion und Detabilisierung von Kategorien [darstellt]“ (ebd.:4). Allerdings räumen sie ein, dass auch innerhalb der Queer Studies

bestimmte Positionen überrepräsentiert werden, während andere vernachlässigt werden. Besonders prominent ist die Position weißer schwuler Männer (vgl. ebd.:5). In den letzten Jahren beginnt sich ausgehend von einigen Theoretiker*innen die Position durchzusetzen, dass nicht nur gender als eine intersektionale Kategorie zu verstehen ist, sondern auch Sexualität als solche zu denken ist (vgl. ebd.:5).

Auch innerhalb der Gender Studies oder den Postcolonial Studies gab und gibt es nach wie vor blinde Flecken und bestimmte Positionen werden in der Forschung privilegiert. Diese blinden Flecken werden nach Dietze et al. aber sowohl von „innen“ herausgefordert, als auch durch eine bis zu einem gewissen Grad notwendige Universalisierung in Forschung und Theorie (vgl. Dietze et al. 2012.:7). Dadurch und durch frühe feministische Analysewerkzeuge, wie etwa die Standpunkttheorien sowie die Theorie des situierten Wissens, bietet sich ein intersektionaler Ansatz quasi von selbst an (vgl. ebd.:7). Dietze et al. führen weiter aus, inwiefern Intersektionalität und Queer Theory Gemeinsamkeiten aufweisen.

Ganz allgemein lässt sich konstatieren, dass beiden Ansätzen gemeinsam ist, komplexe Diskriminierungspraktiken in simultaner Wirkungsweise zu analysieren und Wege des Widerstands aufzuzeigen. Dabei kommt es darauf an, eine machtermeidende [...], unproduktive Form der Hierarchisierung zwischen Kategorien zu umgehen, die zustande kommt, wenn Diskriminierungen additiv aneinandergereiht werden. ‚Addieren‘ kann man nur, was zuvor als ‚rein vorausgesetzt wurde [...]. (Dietze et al. 2012:8)

Wie bereits schon festgehalten, wird die Kategorie Sexualität in intersektionaler Forschung oft wenig berücksichtigt. Dietze et al. zu Folge sind die häufigsten Kategorien, welche in der jeweiligen Forschung berücksichtigt wird *gender*, *race* und *class* (vgl. Dietze et al. 2012.:9). Gleichzeitig setzen queere Forschungen oftmals Sexualität „[...] als die prägende Differenz-Achse [...]“, während andere Kategorien unberücksichtigt bleiben (ebd.:9). Dieser Umstand hat sich in den letzten Jahren allerdings verändert, inzwischen gibt es „[...] eine Reihe von Feldern queeren/intersektionalen Denkens [...]“ (ebd.:10). Dietze et al. erklären abschließend, warum ihrer Meinung nach Intersektionalität und Queer Theory einander konstruktiv ergänzen.

Wenn queer intersektional gelesen wird, unterstützt es die Praxis, die Kopräsenzen oder Simultaneitäten von Positionierungen in *einem* Individuum zu denken. Die Strukturähnlichkeit von Diskriminierung gegenüber nichtnormativen Körpern (queer, andersbefähigt, transgeder) kann dabei produktiv gemacht werden. Eine Intersektionalisierung von Queer Theory hält dazu an, überindividuelle systemische Ungleichheiten durch Klasse, Lokalität, Arbeitsvermögen in Rechnung zu stellen, also Macht nicht nur in den Sphären der Repräsentation, sondern auch in den materiellen

Verhältnissen anzusiedeln, aber sie dabei gleichzeitig als dynamisch und veränderbar zu begreifen. (Dietze et al.:13)

2.2. (Öffentlicher) Raum

Für die Beschäftigung mit Street Harassment ist eine Auseinandersetzung mit städtischem und öffentlichem Raum notwendig. In diesem Kapitel wird zunächst aufgezeigt, inwiefern der öffentliche Raum kein statischer, sondern vielmehr ein konstruierter ist. Dann wird die konstruierte Dichotomie von Öffentlichkeit und Privatheit thematisiert. Abschließend führe ich aus, inwiefern der öffentliche Raum heteronormativ strukturiert ist.

2.2.1. Die Konstruktion des öffentlichen Raums

Städtische Räume sind nicht statisch, sondern werden immer wieder neu ausgehandelt und definiert. Nach Nina Schuster (2012) begann feministische Stadtforschung und -kritik Mitte der 70er Jahre, thematisiert wurde vor allem der Zusammenhang von Geschlecht beziehungsweise Geschlechterverhältnissen und Raum, sowohl in einem gebauten, als auch einem konstruierten Sinn (vgl. Schuster 2012:641). In den 90ern verbreitete sich dann die Ansicht, Raum würde nicht nur durch Geschlechterverhältnisse geformt werden, sondern dass vielmehr Raum auf eben diese Geschlechterverhältnisse Einfluss nimmt und diese mitformt. Raum wird nun als ein sozial konstruierter und somit historisch gewordener und veränderbarer verstanden, was wiederum eine kritische Perspektive auf die angebliche Natürlichkeit und Naturhaftigkeit von Raum ermöglicht (vgl. ebd.:642). Im Zuge des *spatial turns* in den 90ern wird auch die begriffliche Verhandlung von Raum anders gefasst (vgl. ebd.:642). Dabei identifiziert Schuster mehrere potentielle Problematiken.

Trotz des Bemühens um einen Raumbegriff werden die Begriffe von Raum und Ort oft nicht trennscharf verwendet. Auch die Zusammenhänge sozialer und materieller Konstitutionsbedingungen von Orten und Räumen werden kaum thematisiert. Außerdem fungiert Raum häufig immer noch eher als Metapher denn als etwas, das im sozialen Miteinander prozessual hervorgebracht wird. (Schuster 2012:642)

Eine mögliche Zugangsweise zu dieser prozesshaften Konstruktion von Raum ist ein Verständnis desselben, welches davon ausgeht, dass Raum durch soziale Praktiken von ihm nutzenden Subjekten immer wieder aufs Neue hergestellt und verhandelt wird. Gleichzeitig ist der jeweilige Raum beziehungsweise seine Raumkonstitution immer an spezifische sozio-

historische und lokale Kontexte gebunden (vgl. Schuster 2012:643). Darüber hinaus spielt außerdem das jeweilige zur Verfügung stehende soziale, ökonomische und kulturelle Kapital der an der Raumkonstitution beteiligten Subjekte eine zentrale Rolle „[...] sowie die Normen, die für die jeweiligen Räume ausgehandelt [werden] (Schuster 2010)“ (ebd.:643). Ein derartiges Verständnis von Raumkonstitution ermöglicht eine Perspektive auf Raum, welche den konstanten sozialen Prozesscharakter desselben erfasst und unterstreicht (vgl. ebd.:643).

Raum wird darüber hinaus auch auf andere Art konstruiert. Nach Waltraud Ernst (2008) ist der städtische Raum entlang bestimmter sozialer Kategorien hierarchisch geordnet und aufgebaut. Diese Ordnung des städtischen Raumes regelt, wer wann und unter welchen Bedingungen den öffentlichen Raum nutzen und betreten kann. Diese sozialen Kategorien sind unter anderem Geschlecht, Sexualität, Ethnizität sowie Staatsbürgerschaft. Städtischer Raum ist somit niemals neutral, vielmehr ist er durch ständige Aushandlungsprozesse sozialer Kategorien geprägt. Ernst stellt vier Thesen auf, welche die Strukturierung des städtischen Raumes beschreiben:

1. [D]ie Aufteilung des Stadtraums in öffentlich und privat [ist] keine permanente und statische, sondern von historisch spezifizierbaren AkteurInnen in sozialen Prozessen immer wieder neu hergestellt und unterwandert [...]. (Ernst 2008:76)
2. [D]ie Ordnung der Stadt in öffentlichen und privaten Raum [verläuft] entlang geschlechtlicher Zuschreibung [...], die jedoch ebensowenig fix oder gar „natürlich“ ist, sondern immer wieder neu von den sozialen AkteurInnen ausgehandelt oder erkämpft wird. (Ernst 2008:77)
3. [T]rotz umfassender Möglichkeiten staatlicher Kontrolle, städtischer Planung und sozialer Normierung der öffentlichen und privaten Räume in der Großstadt [gelingt] es sozialen AkteurInnen gerade dort [...], nicht nur einer Vielzahl verschiedener sexueller Praktiken nachzugehen, sondern auch eine Vielfalt sexueller Kulturen zu pflegen und damit die sexuelle Ordnung städtischen Raums infrage zu stellen. (Ernst 2008:77)
4. In den öffentlichen und privaten Räumen der Großstädte verdichten sich die Hierarchien einer nationalen, rassistischen Geschlechterordnung und gleichzeitig macht die globalisierte Wirtschaftsordnung ein Überschreiten nationalstaatlicher Ordnung geradezu notwendig. (Ernst 2008:78)

Ernsts Thesen zu Folge wird städtischer Raum in einem historisch gewordenen Dualismus von Öffentlichkeit und Privatheit getrennt, welcher wiederum nach bestimmten hierarchisierten und mit Machtverhältnissen verknüpften sozialen Kategorien geordnet wird. Die Ordnung beziehungsweise Struktur des öffentlichen Raumes ist demnach eine in höchstem Maße komplexe und diverse, welche durch Auseinandersetzungen, Konflikte und Veränderungen geprägt ist. Im Folgenden gehe ich genauer auf die ersten der drei von Ernst

formulierten Thesen ein, da diese wichtige Elemente beinhalten, um sich der vorliegenden Forschungsthematik anzunähern und sie zu kontextualisieren.

2.2.2. Öffentlichkeit und Privatheit

Um die aktuelle städtische Geschlechterordnung sowie die historische Gewordenheit der Trennung in öffentlichen und privaten Raum zu verstehen – deren Sinn vor allem darin bestand, das bürgerliche weiße männliche Subjekt zu konstruieren – ist es notwendig, sich mit der historischen Entwicklung derselben seit Ende des 17. beziehungsweise Anfang des 18. Jahrhunderts im Kontext der Industrialisierung auseinanderzusetzen (vgl. Wastl-Walter 2010:128). Der öffentliche Raum als ein vergeschlechtlichter, ist historisch betrachtet vor allem Männern* vorbehalten, während Frauen* in den privaten Raum gedrängt wurden. Damit zusammenhängend wurden Männer* als „[...] rational, unabhängig, frei [...]“ konstruiert, während Frauen* als „[...] emotional, sanft, liebend und fürsorglich [...]“ dargestellt wurden (vgl. Ritter 2008)⁸. Das Eintreten von Frauen* in den öffentlichen Raum gefährdete diese Ordnung und wurde „oft als Bedrohung patriarchaler Ordnung beschrieben“ (Ernst 2008:76). Aufgrund der im 19. Jahrhundert etablierten neuen Sittlichkeitsideologie, wurden Frauen* in private Räume verwiesen (vgl. ebd.:80). Wenn Frauen* den öffentlichen Raum betraten, durften sie dies nur unter bestimmten Bedingungen, da sie sonst als unsittlich galten und ihr Ruf in Frage gestellt wurde (vgl. Thorwarth 2012:48). Elizabeth Wilson arbeitete das in ihrer Studie „Begegnung mit der Sphinx. Stadtleben, Chaos und Frauen“ 1993 deutlich heraus. Sie zeichnet das Bild des Mannes* nach, welcher in der Figur des Flaneurs den öffentlichen Raum nützt und die (sexuelle) Einschränkung durch die Ehe beziehungsweise die Familie so aufbricht. Das Betreten des öffentlichen Raumes von Frauen* verkörperte allein schon deswegen eine Bedrohung dieser patriarchalen Ordnung bzw. der „Vorherrschaft des Mannes“ (vgl. Ernst 2008:80). Gleichzeitig beschränkte sich diese Sittenideologie praktisch auf eine bestimmte bürgerliche Klasse, welche es sich leisten konnte, dass Frauen* keiner Erwerbsarbeit nachgingen. Frauen* aus ärmeren Familien waren gezwungen den öffentlichen Raum zu betreten und zu arbeiten, um sich und ihre Familie zu erhalten. Dabei gab es in der damaligen Zeit nicht viele Optionen für Frauen*. Neben der Arbeit in Fabriken oder als Magd in bürgerlichen Familien, bestritten viele Frauen* als

⁸ Karin Hausen (1976) hat in ihrem Artikel „Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ eine ausführliche Analyse des in dieser Zeit vorhandenen Verständnis von Frau* und Mann* erstellt. Die essentialistische Vorstellung dessen, was als männlich* und was als weiblich* galt, wurde als „Geschlechtscharaktere“ bezeichnet (vgl. Hausen 1976:363).

Sexarbeiterinnen* ihren Lebensunterhalt (vgl. ebd.:81). Ernst entlarvt die dieser Sittlichkeitsideologie zugrunde liegende bürgerliche Doppelmoral des 19. Jahrhunderts:

[F]ür Männer [war es] durchaus möglich [...], das ihnen zugeschriebene „natürliche“ sexuelle Verlangen durch die Dienste von Frauen anderer Gesellschaftsschichten im öffentlichen Stadtraum befriedigen zu lassen, ohne dass ihr Ansehen darunter litt. Die bürgerliche Frau konnte ihre ständig gefährdete Ehrbarkeit dagegen nur erhalten, indem sie gerade diese öffentliche Räume nicht betrat, in denen ihre männlichen Gesellschaftsgenossen mit den „ehrlosen“ Frauen verkehrten. (Ernst 2008:81)

Die Konsequenz dieser Sittlichkeitsideologie hatte weit reichende Folgen für Frauen*. Wenn sie den öffentlichen Raum alleine – das heißt ohne Gouvernante oder männliche Begleitung – betraten, galten sie als unsittlich beziehungsweise wurden sie als sexuell verfügbar wahrgenommen und dementsprechend behandelt. Die Auswirkungen dieser Sittlichkeitsideologie des 19. Jahrhunderts reichen noch bis heute ins 21. Jahrhundert, in welchem Frauen* durch entsprechende Diskurse noch immer vorgeschrieben wird, wann sie wo und wie öffentlichen Raum zu nutzen haben.

Diese Geschlechterordnung wurde im Zuge feministischer Kämpfe ab den 60ern ein Stück weit aufgebrochen. Öffentlicher Raum und Raum allgemein wurden erkämpft beziehungsweise zurückerobert – „[...] zum Studieren und Arbeiten, für Politik und nicht zuletzt für ihre sexuelle Selbstbestimmung“ (Ernst 2008:82), zentral war in diesem Kontext die Parole „Das Private ist politisch“. Nach wie vor jedoch unterstützt die Trennung in Öffentlichkeit und Privatheit die konstruierte, hierarchisierte Zweigeschlechtlichkeit und erschwert Frauen* einen uneingeschränkten Zutritt zum öffentlichen Raum. Diese Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit verhandelt prozesshaft immer wieder Zweigeschlechtlichkeit und ist somit stets auch Ausdruck gesellschaftlicher Machtverhältnisse (vgl. Sauer 2001:6).

2.2.3. Heteronormativität des städtischen Raums

Städtischer Raum ist nicht nur durch Geschlecht, sondern auch Sexualität strukturiert. Nach Lawrence Knopp ist städtischer Raum als „sexuell kodiert“ (vgl. Ernst 2008:83) zu verstehen, diese Kodierung wiederum ist mit Machtverhältnissen verknüpft. Das ist vor allem für jene Menschen und Gruppen relevant, deren Begehren nicht der Heteronormativität entsprechen, da diese im öffentlichen Raum ihre Identität konstruieren und performen können. Gerade

Großstädte bieten queeren Menschen die Möglichkeit ihre Identität zu leben (vgl. Johnston, Valentine 2005:88), andere queere Menschen kennen zu lernen und Szenen zu bilden (vgl. Doderer 2011:432).

Die Performanz sexueller Identität ist aber nicht nur als lesbische oder schwule darauf angewiesen, sich im Blick der anderen zu konstituieren und zu bestätigen. Die überzeugende Darstellung und Ausübung von Heterosexualität kann gerade auch an vorgeblich völlig entsexualisierten öffentlichen Orten die Voraussetzung für kollegiale Anerkennung oder selbstverständlicher Aspekt der Arbeit sein. (Ernst 2008:84)

Gleichzeitig kann Privatheit, im Sinne etwa der eigenen Wohnung, auch heißen, keine Privatsphäre zu haben (Johnston, Valentine 2005:88). So kann eine lesbische Frau*, welche bei ihren Eltern lebt, etwa keine Regenbogenfahnen in ihrem Zimmer aufhängen, da sie unter Umständen Angst davor haben muss von ihren Eltern verstoßen zu werden oder Gewalt zu erfahren. Auch homophobe Nachbar*innen können eine Gefahr darstellen (vgl. Valentine 1993: 398). Dieses Beispiel verdeutlicht wiederum eindrücklich, warum eine eindeutige, klare Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit nicht möglich ist.

Die Kategorien von Öffentlichkeit und Privatheit vermischen sich und zeigen ihre Unschärfe und Ideologieladenheit, sobald normative Heterosexualität als leitende Perspektive sexueller Ordnung aufgegeben wird. (Ernst 2008:86)

Die gängige Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit steht also unter bestimmten bürgerlichen, patriarchalen Vorzeichen, welche eine heteronormative Geschlechterordnung von Raum ermöglichen und reproduzieren. Die Trennung in öffentliche und private Sphäre reproduziert und festigt nach Nina Schuster nicht nur bestehende Geschlechterverhältnisse, sie konstruiert außerdem Sexualität als privat. Ein derartiges Verständnis blendet nach Schuster aus, „[...] dass im Großteil *aller* Alltagsumgebungen Heterosexualität die dominante Sexualität [ist]“ (Schuster 2012:647). Somit ist öffentlicher Raum kein asexueller, sondern wird im Gegenteil durch Sexualität (mit-)geformt und strukturiert. Unter Bezugnahme auf Bell und Valentine, führt Schuster dies wie folgt aus:

Viele alltägliche öffentliche Praktiken des Ausdrückens heterosexuellen Begehrens bzw. heterosexueller Paarnormen und Lebensentwürfe [stellen] zur Schau, was als angemessenes Verhalten betrachtet [wird]. Dies [bedeutet], dass heterosexuelle Sozialbeziehungen nach wie vor hegemonial [sind] [...]. [...] Lesben und Schwule [weichen] dabei in zwei Bereichen von heterosexuell geprägten Normen ab: zum einen hinsichtlich ihres sexuellen Verhaltens und ihrer Familienstrukturen, zum anderen in Bezug auf die gesellschaftlich erwarteten Geschlechterrollen. Sexualität – Hetero- wie Homosexualität – [umfasst] also keinesfalls ausschließlich sexuelle Praktiken. Zudem [ist] sie nicht auf die private Sphäre begrenzt, sondern omnipräsent. (Schuster 2012: 647f)

Gill Valentine (1993) ist ebenfalls der Ansicht, Sexualität werde oft als etwas Privates verhandelt beziehungsweise als etwas, das sprichwörtlich im Privaten zu leben ist – diese Meinung vertreten vor allem heterosexuell identifizierte Menschen, wenn es um die Sexualitäten queerer Menschen geht (vgl. Valentine 1993:396). Die eigene Heterosexualität wird als derart natürlich und „normal“ gesehen, dass deren omniprésente Öffentlichkeit nicht bewusst wahrgenommen wird. Darüber hinaus impliziert diese Aussage, dass Heterosexualität nur durch spezifisches Verhalten im Privaten erzeugt und nicht außerhalb des so genannten Privaten ausgedrückt wird (vgl. ebd.:396). Die Tatsache, dass Heterosexualität in allen Räumen auf die eine oder andere Art und Weise immer wieder verhandelt wird, ist somit letztlich allein jenen bewusst, welche von dieser Heteronormativität ausgeschlossen sind (vgl. ebd.:396).

Städtischer beziehungsweise öffentlicher Raum ist nach Schuster in ständige soziale Aushandlungsprozesse eingebettet. Somit ist auch die Heteronormativität öffentlichen Raums weder statisch noch jemals abgeschlossen, sondern wird vielmehr immer wieder neu verhandelt und verändert sich konstant (vgl. Schuster 2012:648). Zur Konstruktion von Heterosexualität als Norm, ist immer die Herstellung des „Anderen“ nötig, „[...] um sich selbst zu bestätigen und immer wieder neu zu festigen“ (ebd.:648). Schuster bezieht sich hier auf *Genderism*, einen von Kath Browne geprägten Begriff, um auch auf die vorherrschende Norm der Zweigeschlechtlichkeit genauer hinzuweisen, welche „[...] geschlechtliche Uneindeutigkeit ausschließe und viele Orte für Menschen, die wie Transgender⁹ der zweigeschlechtlichen Norm nicht entsprechen, gefährlich mach[t] (Browne 2004)“ (ebd.:648).

Valentine geht genauer auf die Bedeutung der heteronormativen Strukturierung öffentlichen Raums für lesbische Frauen* ein. Die Konstruktion öffentlichen Raums als heteronormativer basiert nicht nur auf der Wiederholung, sondern darüber hinaus auf der Regulierung spezifischer performativer Akte (vgl. Valentine 1996:146). Diese Regulierung betrifft nicht nur Sexualitäten, sondern auch die Performativität von Geschlechtsidentitäten (vgl. ebd.:147). Performative Wiederholungen, welche Heteronormativität (re-)produzieren, können Valentine zu Folge viele unterschiedliche Formen annehmen:

[F]rom heterosexual couples kissing and holding hands as they make their way down the street, to advertisements and window displays which present images of contended ‘nuclear’ families; and from heterosexualized conversations that permeate queues at bus

⁹ Hier sei auf den Artikel von Ki Namaste (1996) verwiesen, in welchem sie sich unter anderem mit Transgendern im öffentlichen Raum auseinandersetzt.

stops and banks, to the piped music articulating heterosexual desires that fill shops, bars and restaurants (Valentine 1993). (Valentine 1996:146)

Öffentlicher Raum wird so konstant sowohl subtil, als auch weniger subtil, als ein heteronormativer konstruiert, welcher stark reguliert wird bezüglich wer diesen wann, wo und wie nutzen darf. Kommt es zu einer Störung dieser Ordnung, welche als natürlich und selbstverständlich unhinterfragt verstanden wird – beispielsweise wenn zwei Frauen* sich küssen – so kann es sein, dass diese Störung reguliert wird, in Form von Kommentaren, Pfeifen oder anderen Formen von Gewalt. Die Tatsache, dass öffentlicher Raum überhaupt derart reguliert wird beziehungsweise werden muss, zeigt wiederum überdeutlich die Instabilität und Brüchigkeit dieser Konstruktion von Raum als heteronormativ (vgl. Valentine 1996:150). Schwule Männer* erleben homophobe Gewalt vor allem in der Nähe von als queer identifizierten Orten, während lesbische Frauen* homophobe Gewalt meistens jenseits spezifisch als queer markierter Orte erleben (vgl. ebd.:149).

The difference between the geography of antilesbian attacks and the geography of assaults against gay men therefore implies that antilesbian violence is not only an attempt by heterosexuals to police the expression of gay sexual identities, but also reflects the fact that, although men are freely able to use and occupy public space alone or with other men without fear of sexual harassment, women who do so without male companions are open to comments about their appearance or to sexual overtures from men (Valentine, 1989; Westwood, 1984). Antilesbian abuse which is directed at women in public spaces reflects men's attempts to police independent women's behaviour, and hence reflects patriarchal power relations. (Valentine 1993:409)

Homophobe Gewalt gegen Lesben bezieht sich oftmals nicht notwendig auf eine Sichtbarkeit bezüglich ihrer Sexualität, sondern kann sich auch schlichtweg auf ihre dargestellte Geschlechtsidentität beziehen (vgl. Namaste 1996:225) – beziehungsweise kann jede Frau*, unabhängig von ihrem tatsächlichen Begehren, Homophobie erleben, wenn die Darstellung ihrer Geschlechtsidentität als lesbisch gelesen wird (vgl. Valentine 1996:149). Gleichzeitig kann es analog passieren, dass lesbische Frauen* eine Geschlechtsidentität darstellen, welche als normativ heterosexuell „weiblich“ gelesen wird und sie somit als Heteras gelesen und behandelt werden (vgl. ebd.:149) – zumindest solange sie ihre Sexualität nicht sichtbar leben. Valentine drückt es sehr treffend aus, wenn sie feststellt: „[...] you don't have to *be* 'one' just to *look like* 'one' to be seen as a threat to the heterosexuality of the street” (ebd.:149). Genauso wie öffentlicher Raum sowohl subtil, als auch nicht subtil konstruiert wird, kann dies auch bei der Regulation von queerer Sexualität der Fall sein. Das heißt nicht bei jeder Störung der Heteronormativität wird es zu offener Gewalt kommen.

There are many other more subtle omni-present regulatory regimes constraining performative possibilities which pass unnoticed by those not subject to their pressures. Heterosexual looks of disapproval, whispers and stares are used to spread discomfort and make lesbians feel 'out of place' in everyday spaces. These in turn pressurize many women into policing their own desires and hence reinforce the appearance that 'normal' space is straight space (Valentine 1993). (Valentine 1996:149)

Nach Valentine regulieren viele lesbische Frauen* ihre Sexualität im öffentlichen Raum selbst, um der Erfahrung potentieller Homophobie zu entgehen (vgl. Valentine 1996:149). Karen Corteen (2002) zeigt, inwiefern lesbische Frauen* ein Bewusstsein dafür haben, dass Sichtbarkeit als lesbisch oder queer die Wahrscheinlichkeit erhöht, Homophobie zu erfahren (vgl. Corteen 2002: 260). Heteronormativer öffentlicher Raum wird somit einerseits von einer äußeren Regulation, andererseits durch eine Selbst-Regulation gewaltvoll reproduziert und hergestellt (vgl. Valentine 1996:150). Selbstregulierung kann sich außerdem so äußern, dass lesbische Frauen* heteronormative Orte meiden, da sie sich dort fremd fühlen und stattdessen queere Orte aufsuchen (vgl. Valentine 1993:410).

By concealing their identity in this way, lesbians become invisible in everyday environments. This fear of disclosure feeds the spatial supremacy of heterosexuality in three ways. First, it masks the number of lesbians present and so reinforces the heterosexual identity of environments. Second, it facilitates the perpetuation of negative stereotypes about what lesbians are like. Third, it ghettoises gay sexuality by making it difficult for lesbians to identify and meet other lesbians except in gaydefined spaces. (Valentine 1993:410)

Das heißt umgekehrt allerdings, dass allein die bloße Anwesenheit sichtbar lesbischer Frauen* die heteronormative Ordnung des öffentlichen Raums rekonstruiert und aufbricht (vgl. Valentine 1996:150). Dieses Aufbrechen kann etwa darin bestehen, dass zwei lesbische Frauen* sich als solche erkennen, bestimmte Begriffe in Gesprächen fallen, bestimmte Musik gespielt wird oder Ähnliches (vgl. ebd.:150f). Nach Valentine sind derartige Momente von Rekonstruktion öffentlichen Raums allerdings relativ subtil und werden von vielen Heteros und Heteras nicht bemerkt (vgl. ebd.:152). Eine direktere Strategie, heteronormativen Raum zu „queeren“ – oder wie Valentine das formuliert, eine *in your face* Strategie (vgl. ebd.:152) – stellen beispielsweise Regenbogenparaden beziehungsweise *Pride Marches* dar. Diese ermöglichen nicht nur Sichtbarkeit queerer Menschen, sondern zeigen außerdem recht eindrucksvoll, inwiefern öffentlicher Raum eben kein asexueller, sondern ein in der Regel unhinterfragt heterosexueller Raum ist, welcher rekonstruiert beziehungsweise destabilisiert werden kann (vgl. Duncan 1996:139), wenn auch nur für sehr kurze Zeit (vgl. Valentine 1996:152).

Disruptive performances of dissident sexualities on the street are therefore about empowerment and being 'in control'. These actions are also not only transgressive, in that they trespass on territory that is taken for granted as heterosexual, but also transformative, in that they publicly articulate sexualities (both lesbian and, by exposing its taken-for-granted presence in everyday spaces, heterosexuality) that are assumed to be 'private' (and in the case of lesbians also invisible) and thus change the way we understand space by exposing its performative nature and the artifice of the public/private dichotomy. (Valentine 1996:154)

Abgesehen von vereinzelt Studien (vgl. etwa Corteen 2002; Rodó-de-Zárate 2015; Valentine 1993; Valentine 1996), gibt es noch keine genaueren Untersuchungen zu den Wahrnehmungen lesbischer Frauen* öffentlichen Raums und mit welchen Strategien sie diesen verhandeln.

2.3. Street Harassment

2.3.1. Begriffsbestimmung und Definition

Für den Begriff Street Harassment gibt es bisher keinen äquivalenten deutschen Terminus. Am ehesten lässt er sich übersetzen mit *Belästigung* oder *Übergriffen* auf der Straße, im öffentlichen Raum. Die Verhaltensweisen, welche Street Harassment beschreibt, können vielfältig sein und umfassen eine große Bandbreite:

[...] [B]oth verbal and nonverbal behaviour, such as "wolf-whistles, leers, winks, grabs, pinches, catcalls and street remarks"; the remarks are frequently sexual in nature and comment evaluatively on a woman's physical appearance or on her presence in public. (Bowman 1993:3)

Darüber hinaus können Formen von Street Harassment Anstarren oder körperliche Gewalt sein. Die im Zitat von Bowman angeführten Formen von Street Harassment beziehen sich ausschließlich auf Frauen*, was die Frage aufwirft, ob Formen von Street Harassment sich unterscheiden, je nachdem gegen welche Gruppe sie gerichtet sind.

Micaela di Leonardo hat im Jahr 1981 als erste den Begriff Street Harassment wissenschaftlich verwendet (vgl. Logan 2013:25). Es gibt keine einheitliche Definition von Street Harassment. Verschiedene Theoretikerinnen* haben mit unterschiedlichen Definitionen gearbeitet, welche teilweise Ähnlichkeiten und Überschneidungen aufweisen oder leicht unterschiedliche Foki gesetzt haben. Oft wird Street Harassment begrifflich so gefasst, dass

Frauen* Betroffene sind und Männer* diejenigen, welche Street Harassment ausüben; sich die Involvierten nicht kennen, also einander fremd sind; das Harassment in einem öffentlichen beziehungsweise halböffentlichen Raum stattfindet und die Aufmerksamkeit des Harassers ungewollt beziehungsweise unerwünscht ist. Im Folgenden wird kurz auf einige Definitionen von Street Harassment eingegangen.

Die oben genannten häufig in einer Definition von Street Harassment enthaltenen Charakteristika, hat als eine der ersten Theoretikerinnen*, welche sich mit Street Harassment wissenschaftlich auseinandergesetzt hat, Cynthia Grant Bowman (1993) definiert:

(1) the targets of street harassment are female; [...] (2) the harassers are male; (3) the harassers are unacquainted with their targets; (4) the encounter is face to face; (5) the forum is a public one, such as a [...] street, sidewalk, bus, bus station, taxi, or other place to which the public generally has access; [...] but (6) the content of the speech, if any, is not intended as public discourse. [...] Rather, the remarks are aimed at the individual [...] and they are objectively degrading, objectifying, humiliating, and frequently threatening in nature. (Bowman 1993:3)

Eine andere, ähnliche Definition von Street Harassment, ist die von Micaela di Lenoardo (1981), welche nach Deirdre Davis (1994) – und hier stimmt sie mit Bowman überein – sehr gut geeignet ist, um das zu benennen, was Street Harassment ausmacht:

Street harassment occurs when one or more strange men accost one or more women...in a public place which is not the woman's/women's worksite. Through looks, words, or gestures the man asserts his right to intrude on the woman's attention, defining her as a sexual object, and forcing her to interact with him. (Davis 1994:155)

Davis selbst bietet noch einen weiteren Zugang zur Begriffsbestimmung an, welcher etwas ausführlicher ist, aber wiederum große Ähnlichkeiten mit den vorangegangenen Definitionen von Street Harassment beinhaltet, indem sie eine spezifische, normative und systemische Ebene von Street Harassment herausarbeitet:

Specifically, particular acts constitute street harassment. Normatively, the following characteristics identify particular acts of street harassment: the locale; the gender of and the relationship between the harasser and the target; the unacceptability of "thank you" as a response; and the reference to body parts. Systemically, street harassment can be understood as an element of a larger system of sexual terrorism¹⁰. (Davis 1994:138)

¹⁰ Bei der Verwendung des Begriffs *sexual terrorism* bezieht sich Davis auf Carole J. Sheffield, welche diesen geprägt hat (1989). *Sexual terrorism* bezeichnet nach Sheffield ein System, in welchem Männer* Frauen* mittels tatsächlicher oder angedrohter Gewalt kontrollieren und dominieren (vgl. Sheffield 1989:483).

Um ein Verständnis davon zu bekommen, was Davis unter normativen Charakteristika von Street Harassment versteht, führt sie fünf typische Aspekte jedes spezifischen Akts von Street Harassment an, welche sich wiederum mit den bereits angeführten Definitionsaspekten von Street Harassment überschneiden. Erstens, Street Harassment findet im öffentlichen Raum statt. Zweitens, die „Beteiligten“ kennen sich nicht, sind in ihrer Beziehung zueinander Fremde. Drittens, die auf ein Kompliment erwartete Antwort „Danke“ ist in der Regel nicht möglich, da die Situation potentiell eskalieren würde. In dem Moment, wo die Frau* „Danke“ sagt, wird ein Dialog gestartet und sie setzt sich von der fremd zugeschriebenen Objektposition aktiv in eine Subjektposition, was den Harrasser verärgert, da er Kontrolle und somit Macht verliert. Viertens, die gemachten Bemerkungen beziehen sich häufig auf Körperteile, die nicht für eine „Untersuchung“ im öffentlichen Raum verfügbar sind. Fünftens, die Bemerkungen sind in der Regel keine „positiven“, sondern oft verletzend und entwürdigend. Selbst wenn Bemerkungen als „positiv“ bewertet werden, reduzieren sie Frauen* auf ein Objekt, beziehungsweise auf spezifische Körperteile (vgl. Davis 1994:139).

Kurz geht Davis darauf ein, weshalb sie Street Harassment für den geeignetsten Begriff hält, um über dieses Thema zu sprechen und warum andere existierende Begriffe ihrer Meinung nach nicht geeignet sind. Begriffe, auf welche sie sich konkret bezieht, sind *street remarks*, *public harassment*, *peer harassment* sowie *sexual harassment* (vgl. Davis 1994:154). Diese Termini hält sie deswegen für ungeeignet, weil jeweils wichtige Aspekte von Street Harassment nicht in den unterschiedlichen Begrifflichkeiten wiedergespiegelt werden. So bezieht sich der Begriff *street remarks* etwa nur auf verbale Formen von Street Harassment, während non-verbale Formen ausgeblendet werden, während die beiden anderen Begriffe nicht ausreichend auf bestehende Geschlechterverhältnisse eingehen, beziehungsweise diese nicht klar genug ausdrücken. Für Davis stellt Street Harassment letztlich aus folgendem Grund die beste Bezeichnung dar:

The term “street harassment” most accurately reflects the main elements of the interaction by addressing the location - the street - and the behaviour - harassment. Additionally, the word “harassment” is a term already associated with and recognized as a harm. (Davis 1994:154f)

Obwohl der Begriff sich zunehmend durchsetzt, sind auch andere, quasi synonyme Begriffe in Verwendung, welche es erschweren eine Übersicht über den bisherigen Forschungsstand zur Thematik zu gewinnen - Beispiele für synonym verwendete Begriffe sind *everyday sexism*,

sexual terrorism, public harassment, stranger harassment, uncivil attention, sexual violence, offensive public speech, catcalls (vgl. Logan 2013:25).

Tatsächlich aber, wie Laura S. Logan (2013) richtig festgehalten hat, sind Definitionen von Street Harassment, welche nur Frauen* als Betroffene und Männer* als Harasser fassen insofern problematisch oder zumindest mit Vorsicht zu genießen, da auch Männer* von Street Harassment betroffen sind¹¹ beziehungsweise auch Frauen* Street Harassment ausüben. Außerdem ist gerade bei dem Thema Street Harassment ein intersektionales Verständnis desselben unabdingbar. Da Street Harassment sich nicht nur auf Sexismen beschränkt, sondern sich vielmehr auf mehrere soziale Kategorien beziehungsweise Diskriminierungsverhältnisse gleichzeitig beziehen kann, ist es nach Logan wichtig mit einer Definition zu arbeiten, welche breit genug ist, um nicht nur Formen von Sexismen zu erfassen, sondern auch Diskriminierungsverhältnisse wie Rassismen, Homophobie, Trans*phobie, Klassismus, Ableismus und dergleichen miteinschließt und so Raum lässt unterschiedliche betroffene soziale Gruppen miteinzuschließen und mitzudenken (vgl. Logan 2013:27). Darüber hinaus reproduzieren derartige Definitionen Geschlechterbinaritäten. Nach Logan erfolgt im Kontext einer Forschung notwendigerweise eine Spezifizierung. In Folge dieser Spezifizierung stehen bestimmte soziale Gruppen im Fokus, während andere ausgeschlossen werden. Diese Ausschlüsse gilt es allerdings transparent zu machen.

Frauen* definieren Street Harassment unterschiedlich, darüber hinaus hat es nicht auf alle Frauen* die gleiche Auswirkung (vgl. Esacove 1998:185). Anne W. Esacove (1998) hat in ihrer Studie Frauen* danach gefragt, wann für sie subjektiv Grenzen überschritten sind und sie sich unwohl oder sogar bedroht fühlen – also Situationen als Street Harassment bezeichnen würden. Antworten darauf sind etwa Persistenz oder der Versuch eine anfänglich als nicht bedrohlich wahrgenommene Interaktion weiter zu führen; Nähe; an Orten sein, wo wenig Menschen unterwegs sind; starren; pfeifen; aggressive Stimmlage; aggressive, dominante Ausstrahlung; Lüsterheit; sexuelle Kommentare und Kommentare über Körper(-teile); anfassen, angrabschen; nicht weggehen, obwohl die Person entmutigt oder zumindest nicht ermutigt wurde die Interaktion fortzusetzen (vgl. ebd.:186). Diese Aufzählung zeigt deutlich, dass die subjektive Definition von Street Harassment und der Zeitpunkt, wann persönliche Grenzen überschritten sind, sehr unterschiedlich sein kann. Darüber hinaus

¹¹ Vergleiche etwa die Studie von Stewart Kirby und Iain Hay (1997) zu schwulen Männern* in Adelaide, Südastralien oder Patrick McNeils (2014) Forschung zu Erfahrungen schwuler und bisexueller Männer* mit Street Harassment.

nehmen unterschiedliche soziale Gruppen von Frauen* – beispielsweise lesbische Frauen*, schwarze Frauen*, Frauen* mit Behinderung – Street Harassment unterschiedlich wahr, was eine differenzierte Beschäftigung mit Wahrnehmung, Umgang, Reaktionen und Konsequenzen von Street Harassment erforderlich macht.

2.3.2. Problembeschreibung

Street Harassment ist ein globales Phänomen, welches vor allem in größeren Städten verstärkt beobachtbar ist und ein Ausdruck von Machtverhältnissen ist. Auch ist es möglich, in einer Großstadt unterschiedliche Geographien auszumachen, in welchen Street Harassment mit höherer Wahrscheinlichkeit auftreten wird als anderswo (vgl. Bowman 1993:6). Bowman bezieht sich auf eine Studie von Benard und Schlaffer, welche zeigt, dass in kleinen Dörfern, in welchen sich die Menschen persönlich kennen, Street Harassment nicht zu beobachten ist:

This discovery led the authors to conclude that harassment is confined to the “genuinely *public* world,” where people are strangers to one another. [...] Apparently if someone exists for you as an individual [...] you are less likely to harass her -- a fact reflected in the proto-typical question used to confront harassers: “Would you want someone to treat your sister (or wife, or mother) this way? (Bowman 1993:6)

Es ist nicht nur möglich, in einer Stadt unterschiedliche Geographien von Street Harassment auszumachen. Auch diejenigen, welche Street Harassment ausüben, sind nicht einer oder mehreren klar benennbaren sozialen Gruppen zuzuordnen – vielmehr sind Harrasser aus allen Klassen, Religionen, Herkunftsländern, Altern usw. festzustellen (vgl. Bowman 1993:6).

Davis (1994) betont in ihrem Artikel die Wichtigkeit der Benennung sozialer Probleme. Erst indem einer Verletzung (engl. *harm*) ein Name gegeben wird, ist es ihrer Meinung nach möglich, diese zu thematisieren, dringt sie in ein Bewusstsein der Mehrheitsgesellschaft ein und verändern sich Verhaltensweisen. Sie verdeutlicht dies anhand vergleichbarer Beispiele wie sexueller Belästigung am Arbeitsplatz, häuslicher Gewalt oder Vergewaltigung in der Ehe (vgl. Davis 1994:154). Erst nachdem diesen Verletzungen ein Name gegeben wurde, wurden diese als reales Problem sichtbar und thematisiert.

Nach Lenton et al. (1999) gibt es (Street) Harassment gegenüber Frauen* schon lange, auch schon vor der industriellen Revolution (Fitzgerald, Shullman 1993)¹². Es wird jedoch erst seit den 1960er Jahren in der Wissenschaft als Problem thematisiert, definiert und behandelt (vgl. Lenton et al. 1999:518). Dabei ging es lange um sexuelle Belästigung im Kontext von Arbeitsplatz und Ausbildungsort, während der öffentliche Raum kaum, bis gar nicht behandelt wurde. Erst in den 90ern verschob sich der Fokus auf den öffentlichen Raum und Harassment von Fremden (vgl. etwa Bowman 1993, Davis 1994).

Die meisten Studien zu Street Harassment legen ihren Fokus auf das individuelle Erleben von Betroffenen, physischen und psychischen Konsequenzen oder Handlungsstrategien (vgl. Logan 2013:24). Tatsächlich jedoch ist Street Harassment ein soziales Problem, welches nicht nur Einzelindividuen betrifft, sondern ebenso soziale Gruppen und letztlich die gesamte Gesellschaft (vgl. ebd.:24). Street Harassment wirkt sich negativ auf die Beziehung zwischen den Geschlechtern aus, auf die Konstruktion von Geschlecht im Ganzen und auf soziale und politische Beziehungen (vgl. Bowman 1993:9).

Obwohl Street Harassment ein derart alltägliches Phänomen ist, gibt es nach wie vor wenig Forschung zu dieser Thematik. Kimberley Fairchild und Laurie A. Rudman (2008) gehen der Frage nach, warum dies so ist. Einerseits liegt das an der rechtlichen Lage. Street Harassment passiert oft sehr schnell, was es praktisch unmöglich macht, einen Fremden anzuzeigen (vgl. Fairchild, Rudman 2008:339). Abgesehen davon stellt sich die Frage, ob Frauen* auf diese Option überhaupt zurückgreifen würden, beziehungsweise mit der Polizei interagieren wollen. Darüber hinaus ist die Umsetzung derartiger Gesetze sehr unwahrscheinlich, da viele der Meinung sind, sie würden Meinungsfreiheit und dergleichen im öffentlichen Raum einschränken (vgl. ebd.:339). Darüber hinaus ist ein weiterer Grund, dass Street Harassment aufgrund dessen Alltäglichkeit als Normalität gesehen wird und somit oft nicht problematisiert wird (vgl. ebd.:339). Viele Menschen sehen Street Harassment – oder zumindest bestimmte Formen davon – nicht als verletzendes Verhalten an, wie etwa eine

¹² Dies ist insofern spannend, als dass die konstruierte Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit, die Frauen* verstärkt aus dem öffentlichen Raum gedrängt hat, zumindest nicht alleinige Ursache für Street Harassment sein kann. An dieser Stelle sei auf Judith Walkowitz (1998) Analyse von Street Harassment im späten viktorianischen Zeitalter in London verwiesen, welche neue Perspektiven auf Gründe für das verstärkt auftretende Street Harassment dieser Zeit eröffnet und insofern auch für die heutige wissenschaftliche Auseinandersetzung interessant ist.

Analyse der Diskussion um den so genannten „Pograbsch“ Paragraphen in Österreich zeigt¹³. Damit zusammenhängend kann von einer Trivialisierung von Street Harassment gesprochen werden, welche es Frauen* erschwert, über das zu sprechen, was sie erleben (vgl. Lenton et al. 1999:518). Viele schweigen, was wiederum die Unsichtbarkeit von Street Harassment verstärkt (vgl. Davis 1994: 153). Davis drückt dies folgendermaßen aus:

Men view street harassment as innocuous, trivial, “boys will be boys” type of behaviour and blame women for attaching negative meanings to their acts. Street harassment remains invisible because it is not a harm men suffer, and therefore it is not a harm men, or society as a whole, recognize. (Davis 1994:152)

2.3.3. Kontexte von Street Harassment und Handlungsstrategien

Bisherige Forschung über Street Harassment hat deutlich gemacht, dass bei einer Auseinandersetzung mit Street Harassment nicht nur ein intersektionaler Zugang wichtig ist, sondern auch ein Wissen um die Bedeutung von Kontexten, in welchen Street Harassment auftritt. In der Literatur, welche Frauen* als von Street Harassment betroffen und Männer* als Street Harassment ausübend untersucht hat, wurden einige relevante Kontexte (vgl. Fairchild, Rudman 2008; Fairchild 2010; McCarty et al. 2013; Kavanaugh 2013) erfasst, welche ich im Folgenden kurz näher ausführe. In konkreten Situationen von Street Harassment müssen Frauen* jedes Mal erneut evaluieren, ob die Aufmerksamkeit des Mannes*/der Männer* – beziehungsweise auch der Frau*/Frauen* – positiv, neutral oder gefährlich ist oder werden kann. Bei dieser Evaluierung spielen unterschiedliche Kontexte eine Rolle. Beispiele für Kontexte, welche in der Forschung zum Thema als relevant festgestellt wurden, sind die Tageszeit; der Ort; ob die Frau* alleine unterwegs ist oder nicht; wie das Gegenüber wahrgenommen/gelesen wird sowie die momentane Verfassung der Frau* (vgl. Esacove 1998:186). Gleichzeitig werden unterschiedliche Faktoren beschrieben, welche Frauen* davon abhalten, in einer Situation von Street Harassment auf dieses zu reagieren – beispielsweise das Vergessen von überlegten Antworten oder die Schnelligkeit, mit welcher Street Harassment oft passiert. Esacove macht auf Basis ihrer zum Thema Street Harassment durchgeführten Studie zwei große Kategorien fest, welche erklären können, warum es für Frauen* oft schwierig ist „aktiv“ auf Street Harassment zu reagieren: Sozialisation als Frau*

¹³ Inzwischen scheint es, als ob es doch zu einer Ausweitung des Gesetzes gegen sexuelle Belästigung im öffentlichen Raum kommt: http://diepresse.com/home/politik/innenpolitik/4756240/GrapschParagraf-fix_Po-und-Oberschenkel-kunftig-geschutzt (30.9.2015).

und Angst vor Eskalation (vgl. ebd.:187). Nach Esacove müssen Frauen* schnell entscheiden, ob die konkrete Situation von Street Harassment eine Prüfung ihrer „Viktimisierbarkeit“ darstellt, da – falls dies der Fall ist – eine starke Antwort ihrerseits notwendig ist. Gleichzeitig jedoch haben sie Angst, die Situation könnte (weiter) eskalieren. Dieses Dilemma wird in der englischsprachigen Literatur auch als *incite/invite* Dilemma beschrieben. In Esacoves Studie waren sich die Frauen* einig, dass es wichtig ist auf irgendeine Art und Weise auf Street Harassment zu reagieren. Dabei geht es den Frauen* oft nicht darum, auf den Harasser Einfluss zu nehmen – ihn also zum Beispiel zum Nachdenken zu bringen oder dass er zukünftig derartiges Verhalten nicht wiederholt. Vielmehr ist ihnen wichtig, sich selbst durch ihre Reaktionen physisch und psychisch zu schützen und möglichst unbeschadet aus der Situation heraus zu kommen (vgl. ebd.:187).

Esacove hat im Rahmen ihrer Forschung mehrere Handlungsstrategien angeführt, welche die von ihr interviewten Frauen* nicht nur in konkreten Situationen von Street Harassment anwenden, sondern auch präventiv anwenden, um ein mögliches Auftreten von Street Harassment zu verringern. Einige dieser Strategien sind schnell, aggressiv und/oder zielstrebig gehen; Augenkontakt sowie nach Möglichkeit jegliche Interaktion vermeiden; möglichst wenig Aufmerksamkeit auf sich ziehen; einen Hund mitnehmen; Sonnenbrillen tragen, Musik hören oder einen Kapuzenpullover tragen; *dressing down*, das heißt sich selbst „weniger“ attraktiv machen; bestimmte Orte vermeiden; bestimmten Menschen, welche als bedrohlich wahrgenommen werden, aus dem Weg gehen; Selbstverteidigung lernen; böse schauen (vgl. Esacove 1998:185f). Diese zahlreichen Strategien, um unerwünschte Aufmerksamkeit zu vermeiden und einem möglichen Auftreten von Street Harassment entgegen zu wirken, bestehen demnach vor allem darin, Charakteristika zu eliminieren, nach denen Frauen* als „leichte Opfer“ gelesen werden könnten.

Fairchild und Rudman (2008) konnten in ihrer Forschung vier unterschiedliche Arten von Handlungsstrategien erkennen, welche in konkreten Situationen von Street Harassment angewendet werden: (1) „passiv“ sein – das heißt nicht zu reagieren, so tun als ob nichts passiert oder versuchen zu vergessen, dass etwas passiert ist; (2) sich Selbst die Schuld zu geben; (3) Street Harassment als etwas freundliches oder zumindest nicht Negatives zu sehen (engl. *benign*) – zum Beispiel es als Kompliment sehen oder verharmlosen; (4) „aktiv“ sein – also etwa Konfrontation, die Situation zur Anzeige bringen oder mit anderen darüber sprechen (vgl. Fairchild, Rudman 2008:351). Nach Fairchild und Rudman werden am häufigsten

„passive“ Handlungsstrategien angewandt. Auffällig seltener reagieren Frauen* „aktiv“ auf Street Harassment (vgl. ebd.:344).

Wenn es darum geht, auf Situationen von Street Harassment zu reagieren, dann spielen wiederum unterschiedliche Kontexte eine Rolle. Nach Esacove fällt es manchen Frauen* einfacher zu reagieren, wenn sie eindeutig viel Aufmerksamkeit bekommen haben oder wenn in der Interaktion mit ihnen eine offensichtliche Respektlosigkeit gezeigt wird; wenn sie ein positives Selbstwertgefühl und ein subjektives Gefühl von Handlungsfähigkeit haben; wenn sie ein Gefühl von Anonymität haben, vor allem im Ausland; das Wissen, dass sie sich körperlich wehren können. Manche Frauen* geben an, dass sie schon derart oft Street Harassment erfahren haben, dass sie es sich nicht länger „passiv“ gefallen lassen wollen. Somit kann auch die Summe der gemachten Erfahrungen zu „aktiven“ Reaktionen gegen Street Harassment führen (vgl. Esacove 1998:186).

Die von Esacove befragten Frauen* sind in der Regel vor allem frustriert wegen der subjektiv empfundenen Ineffizienz ihrer Reaktionen auf konkrete Situationen von Street Harassment (vgl. Esacove 1998:187), sowohl in Bezug auf non-verbale als auch verbale Reaktionen auf dasselbe. Verbale Reaktionen führen zudem oft zu einer längeren Interaktion beziehungsweise Konfrontation, was wiederum die Wahrscheinlichkeit einer Eskalation erhöht. Zu konfrontativen Reaktionen kommt es laut den Frauen* vor allem dann, wenn sie die unerwünschten Interaktionen als sexuell empfinden:

Confrontational reactions (which may have occurred only in the mind of the woman) were often associated with explicitly sexual interactions. These were situations where the woman was unable to explain the interaction as being anything other than sexually based. Confrontational reactions were also the result of saturation. Rather than responding to a single occurrence, they described having a “cumulative response...each time another interaction would happen my reaction would be more intense”. (Esacove 1998:187)

Diese beschriebenen Reaktionen sind aber nicht notwendig gegen die entsprechenden Männer* gerichtet, wie zuerst angenommen werden kann. Sie richten sich vielmehr, auf die eine oder andere Art und Weise, gegen die betroffenen Frauen* selbst. Beispielsweise spielen sie die Situation stundenlang immer wieder durch (vgl. Esacove 1998:187) oder geben sich selbst die Schuld daran, dass sie Street Harassment erlebt haben oder falsch mit der Situation umgegangen sind.

According to the women who participated in this study, a woman’s ability to effectively protect herself, both emotionally and physically, largely determined how an encounter

was evaluated after it occurred. In many cases, retaining a sense of balance and privacy was considered a success. When women were unable to handle situations effectively they were often left with a sense of helplessness, anger, and powerlessness. (Esacove 1998: 187f)

Aufgrund ihrer Daten stellt Esacove drei Hypothesen auf, welche ihrer Meinung nach einen Umgang von Frauen* mit Street Harassment stark beeinflussen: (1) Die Frauen*, welche sich selbst nicht als hilflos und verobjektifizierbar wahrnehmen sowie subjektiv gefühlt Handlungsfähigkeit haben, können besser mit Street Harassment umgehen und haben ein höheres Selbstwertgefühl. (2) Wenn Frauen* sich nicht selbst die Schuld geben für die Situation oder, dass sie nicht passend reagieren konnten, beeinflusst dies ihren Umgang mit Street Harassment. (3) Das Ausmaß von unerwünschter Aufmerksamkeit beeinflusst ebenfalls, wie gut Frauen* mit derselben umgehen (vgl. Esacove 1998:189).

2.3.4. Konsequenzen

Street Harassment kann weitreichende Konsequenzen haben – sowohl auf physischer, als auch psychischer Ebene. Physische Konsequenzen werden als kurzfristig beschrieben – beispielsweise Brustschmerzen, Herzrasen, Schwitzen, Zittern und Schlafstörungen. Psychische Konsequenzen werden als längerfristig beschrieben. Mögliche psychische Konsequenzen können emotionale Reaktionen, Angst, Wut oder Verärgerung sein (vgl. Bowman 1993:8) sowie Nervosität, Wut, Depressionen, Antriebslosigkeit, Schuldgefühle und Gefühle von Befangenheit (vgl. Esacove 1998:188). Frauen* beschreiben außerdem Gefühle von Stress, Ekel und von Verletztsein (vgl. Bowman 1993:9). Street Harassment kann darüber hinaus negative Konsequenzen auf das Selbstwertgefühl von Frauen* haben (vgl. Lord 2009:52).

Diese Effekte fasst Esacove (1998) unter dem Begriff *diminishing of the self*, als das Verschwinden des Selbst, zusammen. Hier wirken nach Esacove die Dehumanisierung von Frauen* und ihre (Selbst-)Objektifizierung zusammen. In diesem Zusammenhang spielen Kontextfaktoren ebenfalls eine wichtige Rolle – etwa bezogen auf die Dauer, Häufigkeit und Schwere, in welcher Street Harassment erlebt wird (vgl. Esacove 1998: 189). Auch Bowman (1993) geht auf mögliche längerfristige Konsequenzen von Street Harassment ein.

It not only diminishes a woman's feelings of safety and comfort in public places, but also restricts her freedom of movement, depriving her of liberty and security in the public

sphere. [...] Women avoid certain places, sites, or activities (biking and jogging are common examples) for years in order to escape harassment. [...] Thus, harassment makes the urban environment uncomfortable, hostile, and frightening for women. (Bowman 1993:9)

Im Folgenden gehe ich kurz auf zwei mögliche Konsequenzen von Street Harassment genauer ein, nämlich (Selbst-)Objektifizierung und das subjektiv empfundene Sicherheitsgefühl von Frauen* im öffentlichen Raum.

2.3.4.1. (Selbst-)Objektifizierung

Frauen*körper werden auf unterschiedliche Art alltäglich zu Sexualobjekten gemacht, zum Beispiel durch Medien, Werbung oder Pornografie. Street Harassment kann als ein weiteres Beispiel dafür angesehen werden, wie Frauen* objektifiziert werden (vgl. Fairchild, Rudman 2008:342). Barbara L. Fredrickson und Tomi-Ann Roberts haben in einem 1997 publizierten Artikel ihre Objektifizierungstheorie als Analyserahmen vorgestellt, um zu verstehen, welche Konsequenzen es für Frauen* haben kann in einer Gesellschaft zu leben, welche ihre Körper objektifiziert. Sexuelle Objektifizierung definieren Fredrickson und Roberts wie folgt:

The common thread running through all forms of sexual objectification is the experience of being treated *as a body* (or collection of body parts) valued predominantly for its use to (or consumption by) others. (Fredrickson, Roberts 1997:174)

Fredrickson und Roberts zeigen, inwiefern Frauen* dahingehend sozialisiert werden, sich selbst bis zu einem gewissen Grad als Objekte wahrzunehmen, welche angeschaut und evaluiert werden können (vgl. Fredrickson, Roberts 1997:177). Das bezeichnen Fredrickson und Roberts als Selbstobjektifizierung (vgl. ebd.:179). Frauen* internalisieren einen objektifizierenden Blick von außen, richten diesen Blick gegen sich selbst und sehen sich so mit den Augen anderer. Psychologische Forschung zum Thema Sozialisierung und Selbstwahrnehmung bietet Möglichkeiten zu verstehen, wie dieser Internalisierungsprozess funktioniert. Dies beschreiben Fredrickson und Roberts im folgenden Zitat:

Effective socialization, Costanzo (1992) has argued, begins with compliance to minimally sufficient external pressures, proceeds through interpersonal identification, and ends with individuals claiming ownership of socialized values and attitudes, often by incorporating them into their sense of self. The external pressures that encourage women's preoccupation with their own physical appearance abound. (Fredrickson, Roberts 1997:177)

Für Fredrickson und Roberts stellt Objektifizierung eine Form von Unterdrückung dar, welche potentiell eine Reihe anderer nach sich ziehen kann, wie etwa sexuelle Gewalt oder die Trivialisierung der Arbeit von Frauen* (vgl. Fredrickson, Roberts 1997:174). Diese Selbstobjektifizierung (vgl. ebd.:179) kann zur gewohnheitsmäßigen Kontrolle und Überwachung des eigenen Körpers (engl. *body monitoring*) führen, was wiederum negative Konsequenzen nach sich zieht (vgl. ebd.:185). Darüber hinaus wird Selbstobjektifizierung von Fredrickson und Roberts als ein Mitgrund für bestimmte psychische Krankheiten angeführt, welche vor allem Frauen* auffällig stark betreffen – unipolare Depressionen, sexuelle „Dysfunktionen“ sowie Essstörungen (vgl. ebd.:173).¹⁴

Eine mögliche negative Konsequenz von Selbstobjektifizierung, beziehungsweise von *body monitoring* ist Scham. Scham tritt nach Fredrickson und Roberts dann auf, wenn Menschen sich selbst anhand internalisierter oder kultureller Ideale evaluieren und sie diesen subjektiv empfunden nicht entsprechen (vgl. Fredrickson, Roberts 1997:181). Im Kontext der (Selbst-)Objektifizierung von Frauen* ergibt sich, dass Schönheitsideale westlicher Gesellschaften nicht bis schwer zu erfüllen beziehungsweise zu erreichen sind (vgl. ebd.:182). Eine weitere negative Konsequenz ist Angst. Angst empfinden Menschen, wenn sie Gefahr ausgesetzt sind oder ihr Selbst bedroht wird. Fredrickson und Roberts betonen zwei Formen von Angst – Erscheinungsangst und Angst um die eigene Sicherheit (vgl. ebd.:182). Ersteres äußert sich beispielsweise im ständigen Kontrollieren der äußeren Erscheinung. Gleichzeitig spielt diese auch im Zusammenhang mit Sicherheit eine nicht unwichtige Rolle, was im Kontext des so genannten *victim blaming*, in welchem eine „Täter“-„Opfer“ Umkehr stattfindet, deutlich wird.

For instance, those who suggest that a female victim of sexual assault “asked for it” often refer to her physical appearance. Women whose appearance is considered “striking” or “provocative” are thought to provoke their own rape [...]. This underscores the notion that sexual objectification is a key component of sexual violence. Because to some degree all women in our culture face the possibility of sexual victimization, they need to be attentive to the potential for sexually motivated bodily harm (Beneke, 1982; Brownmiller, 1975; Griffin, 1979; Pollitt, 1985). (Fredrickson, Roberts 1997:182f)

Diese beiden Punkte führen demnach dazu, dass Frauen* ständig bewusst ihre Umgebung wahrnehmen, diese kontrollieren und ein Bewusstsein um ihre physische Erscheinung haben (vgl. Fredrickson, Roberts 1997:183). Laut Fredrickson und Roberts erleben allerdings nicht

¹⁴ Eine neuere Studie hat außerdem gezeigt, dass Frauen*, die sich selbst objektifizieren, auch andere Frauen* objektifizieren (vgl. Davidson et al. 2015:60). Davidson et al. bezeichnen diese Konsequenz von Street Harassment als *ripple effects* (vgl. ebd.:61).

alle Frauen* sexuelle Objektifizierung auf die gleiche Weise beziehungsweise reagieren gleichermaßen auf diese. Vielmehr machen Frauen, sowohl als Einzelpersonen, als auch als Teil spezifischer Subgruppen, unterschiedliche Erfahrungen (vgl. ebd.:174).

The point here is that women of color, poor women, and lesbians face the additional negatively valenced oppressions of racism, classism, and homophobia. As such, the sexual objectification of these subgroups of women may combine with other oppressions to produce somewhat different effects. (Fredrickson, Roberts 1997:178)

Fredrickson und Roberts verfolgen somit einen intersektionalen Ansatz, vertreten aber gleichzeitig die Position, alle Frauen* würden bis zu einem gewissen Grad die soziale Erfahrung sexueller Objektifizierung teilen beziehungsweise eine geteilte Verletzlichkeit haben. Westliche Gesellschaften sind laut Fredrickson und Roberts durchzogen von Heterosexualität und einer ständigen potentiellen sexualisierten Evaluation weiblicher* Körper. Als häufigste und subtilste Form sexualisierter Evaluierung nennen sie den Blick (engl. *gaze*). Obwohl dieser sexualisierte Blick derart häufig und allgegenwärtig ist, wird er nach Fredrickson und Roberts in der Forschung kaum berücksichtigt (vgl. Fredrickson, Roberts 1997:175). An diesen sexualisierten Blick, ist immer das Potential sexueller Objektifizierung gekoppelt. Diese sexuellen objektifizierenden Blicke liegen außerhalb der möglichen Kontrolle von Frauen*, es ist praktisch unmöglich potentiell objektifizierende Kontexte zu vermeiden (vgl. ebd.:175f).

Nach Fredrickson und Roberts entstehen die oben beschriebenen Konsequenzen dann, wenn Frauen* beginnen sich selbst zu objektifizieren – wobei das wiederholte Erleben von Objektifizierung die Wahrscheinlichkeit dazu erhöht (vgl. Fairchild, Rudman 2008:343). Je häufiger Frauen* Objektifizierung in Form von Street Harassment erfahren, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit der Internalisierung derselben und somit der Selbstobjektifizierung. Gleichzeitig haben Fairchild und Rudman gezeigt, dass nicht nur die Häufigkeit von Street Harassment in Bezug auf Selbstobjektifizierung eine Rolle spielt, sondern auch die Art, wie Frauen* auf dieses reagieren. Nach Fairchild und Rudman ist es bis zu einem gewissen Ausmaß möglich, negative Konsequenzen von Objektifizierung und Selbstobjektifizierung zu verringern, indem Frauen* „aktive“ Strategien gegen Street Harassment anwenden, wodurch sie die objektifizierende Sicht ihres eigenen Körpers ablehnen. Analog führen „passive“ Strategien oder ein Umgang mit Street Harassment, in welchem Frauen* sich selbst die Schuld für das Erlebte geben eher dazu, dass sie Objektifizierung internalisieren (vgl. ebd.:344). Das heißt, nach Fairchild und Rudman kann Selbstobjektifizierung in Abhängigkeit

von Häufigkeit und subjektiv wahrgenommener „Schwere“ von Street Harassment zunehmen, wobei diese Selbstobjektifizierung bis zu einem gewissen Grad durch die Anwendung „aktiver“ Strategien reguliert werden kann (vgl. ebd.:352). Darüber hinaus führt Street Harassment selbst dann zu Selbstobjektifizierung, wenn Frauen* dieses als Kompliment auffassen (vgl. ebd.:352). Wenn Erfahrungen von Street Harassment zu heftig und oft gemacht werden, können selbst „aktive“ Handlungsstrategien Selbstobjektifizierung nicht mehr entgegenwirken. Fairchild und Rudman versäumen allerdings, auf mögliche physische und psychische Konsequenzen „aktiver“ Strategien gegen Street Harassment für die Frauen* selbst einzugehen - beispielsweise Gefühle von Wut, Ohnmacht oder Aggressionen.

2.3.4.2. Sicherheitswahrnehmung im öffentlich Raum

Eine zweite konsequenzenreiche Folge von Street Harassment kann die Wahrnehmung des öffentlichen Raums betreffen, vor allem bezogen auf wahrgenommene Sicherheit beziehungsweise Angst vor Gewalt. Es gibt einige Studien, welche dieses (Un-)Sicherheitsgefühl von Frauen* im öffentlichen Raum untersucht haben. Bisheriger Forschung zu Folge, fühlen sich viele Frauen* im öffentlichen Raum unsicher und haben Angst vor Gewalt, vor allem sexueller Gewalt. Bisher wurde es jedoch versäumt, auf Ursachen dieser Unsicherheit und Angst einzugehen. Nach MacMillan et al. (2000) kommt in dieser Hinsicht entweder der Sozialisation als Frau* eine tragende Bedeutung zu oder aber erfahrener (sexueller) Gewalt von Männern*, mit welchen diese eine nähere oder auch entferntere Beziehung hat (vgl. MacMillan et al. 2000:307). Fairchild und Rudman (2008) wiederum vermuten, dass „[...] women’s higher fear of victimization may stem from daily experiences of minor victimizations, which are likely to be ignored because of their non-criminal nature“ (Fairchild, Rudman 2008:343). Durch die alltägliche Erfahrung von Street Harassment, werden Frauen* demnach dahingehend sozialisiert, generell mehr Angst sowie ein größeres Bewusstsein bezüglich potentieller Gefahr zu haben. Darüber hinaus verändern Frauen* – laut Forschung zu Vergewaltigung – noch dazu ihr Verhalten, „[...] by limiting how, when, and where they travel to protect themselves from rape [...]. By avoiding walking alone at night or specific places [...], women voluntarily restrict their freedom to move about in the world“ (ebd.:344).

Nach MacMillan et al. liefern diese Erklärungen aber nur begrenztes Potential, um die vergeschlechtlichte Natur von Angst zu verstehen (engl. *gendered nature of fear*)¹⁵. Mit ihrer im Jahr 2000 durchgeführten Forschung wollen MacMillan et al. diese Forschungslücke füllen, indem sie die Wahrnehmung der Sicherheit von Frauen* als Konsequenz von Street Harassment untersuchen. Dazu beziehen sie sich auf eine nationale Stichprobe kanadischer Frauen*. Die Wahrnehmung von Sicherheit, anders als bei Männern*, hängt stark mit der Angst vor sexueller Viktimisierung zusammen sowie mit Gefühlen sexueller Verletzlichkeit (vgl. McMillan et al. 2000:308). Um die Wahrnehmung von Sicherheit differenzierter erfassen zu können, haben McMillan et al. unterschiedliche Kontexte mitberücksichtigt.

Respondents were asked how worried they were while walking alone in their area after dark, using public transportation after dark, walking alone to a car in a parking garage, and home alone at night. (McMillan et al. 2000:314)

MacMillan et al. haben darüber hinaus demografische und ökologische Variablen in ihrer Forschung mit eingeschlossen sowie eine Eigeneinschätzung von Gesundheit. Darüber hinaus haben sie außerdem Behinderung als soziale Kategorie berücksichtigt (vgl. McMillan et al.:314). In ihrer Studie konnten sie zeigen, dass Harassment durch bekannte Männer* nicht zu einer Veränderung der subjektiv wahrgenommenen Sicherheit im öffentlichen Raum führt, während Harassment durch fremde Männer* sich stark negativ auf das subjektive Sicherheitsempfinden auswirken kann (vgl. ebd.:315). Street Harassment stellt nach McMillan et al. somit einen Schlüsseldeterminant für die wahrgenommene Sicherheit von Frauen* dar. Aufgrund von Erfahrungen von Street Harassment, fühlen sich Frauen* im öffentlichen Raum weniger sicher, vermeiden bestimmte Orte und betreten mitunter den öffentlichen Raum nur zu bestimmten Tageszeiten.

Was MacMillan et al. nicht mitbedenken beziehungsweise in eine Analyse miteinbeziehen, sind soziale Kategorien wie sexuelle Orientierung, Ethnizität, Geschlechtsidentität oder Klasse. Diese Studie – wie so viele andere zu Street Harassment – ist folglich vor allem für weiße bürgerliche heterosexuelle cis-Frauen repräsentativ und blendet andere Lebensrealitäten aus.

¹⁵ Diese vergeschlechtlichte Natur von Angst ist insofern spannend, da laut Statistiken (vgl. etwa Fairchild, Rudman 2008:343) vor allem Männer* von Verbrechen und Gewalt betroffen sind, im Gegensatz zu Frauen*. In diesem Kontext stellt sich aber die Frage, welche Formen von Verbrechen und Gewalt in diesen Statistiken überhaupt erfasst werden, vor allem aber welche Menschen überhaupt erst zur Polizei gehen, um Anzeigen zu erstatten. Insofern würde ich diese Statistiken mit großer Vorsicht sehen.

2.4. Forschungsfragen

Wie in den obigen Ausführungen zu sehen ist, verwenden die meisten Studien zur Thematik einen recht undifferenzierten Frauen*begriff. Forscherinnen* wie etwa Bowman (1993), Davis (1994), Fredrickson und Roberts (1997) oder Esacove (1998) haben gezeigt, dass Erfahrungen von Street Harassment sehr unterschiedlich sein können, sowohl auf einer individuellen Ebene, vor allem aber auf einer Gruppenebene. In Abhängigkeit von unterschiedlichen sozialen Kategorien, machen Frauen* unterschiedliche Erfahrungen von Street Harassment, welche nur mit einer intersektionalen Herangehensweise sowie einem differenzierten Frauen*begriff zu fassen sind.

Mit der vorliegenden Arbeit schließe ich an die dargestellten Forschungslücken an, mit dem Ziel Wissen zu dem bestehenden Forschungsstand bei zu tragen. Mit Hilfe eines intersektionalen und heteronormativitätskritischen Ansatzes versuche ich nachzuzeichnen, wie lesbische und queere Frauen* den öffentlichen Raum in Wien erleben, welche Erfahrungen von Street Harassment sie machen und wie sie mit diesen umgehen. Meine Forschungsfrage lautet:

- Wie erleben lesbische Frauen* den öffentlichen Raum in der Großstadt Wien und welche Strategien entwickeln sie, um mit Street Harassment umzugehen?

An diese Forschungsfrage anschließend, sollen außerdem noch folgende Unterfragen in dieser Forschung thematisiert werden:

- Welche konkreten Erfahrungen machen lesbische Frauen* im öffentlichen Raum?
- Welche Gefühle verbinden lesbische Frauen* mit dem möglichen Auftreten von Street Harassment im öffentlichen Raum und wie schreiben sich konkrete Erfahrungen von Street Harassment in den Körper ein?
- Welche Handlungsstrategien entwickeln lesbische Frauen* um mit Street Harassment umzugehen – einerseits bezogen auf Gefühle im öffentlichen Raum, andererseits bezogen auf konkrete Erfahrungen? Und auf welche Grenzen stoßen sie bei diesen Handlungsstrategien?

3. Methode

In diesem Kapitel wird der methodische Forschungszugang vorgestellt. Der Hauptfokus dieser Arbeit ist zu zeigen, welche Erfahrungen von Street Harassment lesbische Frauen* in Wien machen, wie sie mit diesen umgehen und welche Konsequenzen diese auf sie haben – sowohl kurzfristig als auch längerfristig. Darüber hinaus werden die komplexen Beziehungen zwischen den Kategorien Geschlechtsidentität, sexueller Orientierung, Geschlechterperformance, Körperlichkeit und Street Harassment untersucht. Das ist deswegen wichtig, da nicht jede Art von Street Harassment, welches lesbische Frauen* erleben, homophob motiviert ist. Viele lesbische Frauen* werden erst dann als lesbisch sichtbar, wenn sie in Begleitung ihrer Freundin* sind. Erfahrungen von Street Harassment können sich auch auf die Geschlechtsidentität als Frau* beziehen oder auf das Körpergewicht. Darüber hinaus hängen diese Formen von Harassment zusammen, es können auch mehrere Formen von Harassment gleichzeitig auftreten. Aus diesem Grund stützt sich diese Forschung auf das Konzept der Intersektionalität. Demnach werden die im Kontext dieser Arbeit relevanten sozialen Kategorien als untrennbar miteinander verflochten verstanden, sowie als sich wechselseitig beeinflussend. Wenn einzelne Kategorien voneinander „getrennt“ betrachtet werden, so zu strategisch analytischen Zwecken.

Im Folgenden wird das Sample vorgestellt, die angewandte Methode sowie der Aufbau der Interviews und deren Auswertung. Abschließend thematisiere und reflektiere ich meine Position als Forscherin*.

3.1. Sample und Feldzugang

In der vorliegenden Forschung habe ich mich ausschließlich auf die Großstadt Wien konzentriert. Um Interviewteilnehmerinnen* zu finden, habe ich einerseits an lesbischen und queeren Orten in Wien Zettel angebracht, andererseits habe ich social media Kanäle benützt, wie queer feministische Mailinglisten und facebook, um potentielle Teilnehmerinnen* zu finden. Meine Kriterien für Interviewpartnerinnen* waren, dass sie selbstidentifizierte lesbische Frauen* sind. Im Endeffekt habe ich fünf Interviews mit insgesamt sechs Frauen* geführt. Die Teilnehmerinnen* sind zwischen 20 und 35 Jahren alt, die meisten haben studentischen Hintergrund. Alle Teilnehmerinnen* identifizieren sich als weiß, fünf von sechs als cis-Gender. Drei der sechs Frauen* identifizieren sich als lesbisch, die anderen als queer.

Alle Frauen* leben bereits seit mindestens acht Jahren in Wien. Zum Zeitpunkt der Interviews waren alle sechs Frauen* in romantischen Beziehungen (vgl. Tabelle 1).

Tabelle 1

Name	Alter	Ethnizität	Geschlechtsidentität	Sexuelle Orientierung	Höchste abgeschlossene Schulbildung	In Wien seit... Jahren
Anna	20	Weiß	Cis Frau	Queer	Diplom Abschluss	10
Dani	34	Weiß	Queer femininity	Queer	Vordiplomsprüfung	9
Beate	35	Weiß	Cis Frau	Lesbisch	FH Abschluss	16
Margit	25	Weiß	Cis Frau	Queer	FH Abschluss	25
Emma	25	Weiß	Cis Frau	Lesbisch	Kollegdiplom	25
Karin	28	Weiß	Cis Frau	Lesbisch	Matura	8

Die Teilnehmerinnen* haben selbst die Begriffe gewählt, mit denen sie sich beschreiben wollen.

Die Auswahl der Frauen*, welche an dieser Forschung teilgenommen haben, beeinflussen die Forschungsergebnisse. So ist etwa davon auszugehen, dass junge lesbische Frauen* sichtbarer sind als ältere, da die Repression queeren Begehrens nicht mehr so hoch ist, wie noch vor einigen Jahrzehnten. Darüber hinaus kann davon ausgegangen werden, dass jüngere Frauen* allgemein mehr Street Harassment erleben als ältere Frauen*. Alle Frauen* identifizieren sich als weiß und werden auch so gelesen werden, weswegen sie das Thema Rassismus nicht ansprechen, da sie kein rassistisch motiviertes Street Harassment erleben. Auch der Wohnort beziehungsweise die Anzahl der Jahre, welche die Frauen* bereits in Wien leben hat einen Einfluss auf die Forschung. Wien als Großstadt ermöglicht den Frauen* mehr Anonymität und macht es leichter, ihr Begehren sichtbar zu leben beziehungsweise bezüglich ihres Äußeren nicht gender-konform zu sein. Darüber hinaus gibt es in Wien außerdem sowohl eine LGBTI Szene, als auch eine queer-feministische Szene, welche es ermöglichen andere lesbische und queere Menschen kennen zu lernen und sich in geschützteren Räumen aufzuhalten. Da ich unter anderem über queer-feministische Medien Forschungsteilnehmerinnen* gesucht habe, identifiziert sich der überwiegende Großteil des Samples als feministisch. Diese Positionierung führt dazu, dass die Teilnehmerinnen* mit einem bestimmten Wissen und Vorreflexion an das Thema herangehen.

3.2. Problemzentriertes Interview

Methodisch habe ich mit dem Problemzentrierten Interview gearbeitet. Das problemzentrierte Interview (PZI) wurde 1982 von Andreas Witzel begründet. Im Mittelpunkt des PZI steht eine „[...] möglichst unvoreingenommene Erfassung individueller Handlungen sowie subjektiver Wahrnehmungen und Verarbeitungsweisen gesellschaftlicher Realität“ (Witzel 2000:1). Es orientiert sich theoretisch an der Grounded Theory und ist zwischen Induktion und Deduktion anzusiedeln, genauer gesagt ist das PZI durch ein induktiv-deduktives Wechselverhältnis charakterisiert (vgl. ebd.:1). Ein gewisses Vorwissen wird vorausgesetzt, um „Frageideen“ für die Interviews zu entwickeln, während gleichzeitig durch das „Offenheitsprinzip“ der erzählende Moment der interviewten Person Raum gegeben wird (vgl. ebd.:1). Die drei Grundpositionen des PZI sind die Problemzentrierung, die Gegenstandsorientierung sowie die Prozessorientierung (vgl. ebd.:2). Problemzentrierung heißt, dass das Interview an einer „[...] gesellschaftlich relevanten Problemstellung [...]“ orientiert wird und die interviewende Person während dem Interview „[...] am Problem orientierte Fragen bzw. Nachfragen [stellt]“ und „[...] die Kommunikation immer präziser auf das Forschungsproblem zu [spitzt]“ (ebd.:2). Die Gegenstandsorientierung bezeichnet „[...] die Flexibilität der Methode gegenüber den unterschiedlichen Anforderungen des untersuchten Gegenstands“ (ebd.:2). Im Kontext dieser Forschungsarbeit ist diese Flexibilität vor allem bezüglich der Gesprächstechniken relevant.

[D]ie Gesprächstechniken werden flexibel eingesetzt: Den Erfordernissen des Aufbaus einer befragtenzentrierten Kommunikationssituation folgend kann der Interviewer je nach der unterschiedlich ausgeprägten Reflexivität und Eloquenz der Befragten stärker auf Narrationen oder unterstützend auf Nachfragen im Dialogverfahren setzen. (Witzel 2000:2)

Prozessorientierung meint den gesamten Forschungsablauf. Nach Witzel erzeugt eine sensible Art der Kommunikation „[...] Vertrauen und damit Offenheit, weil [sich die Befragten] in ihrer Problemsicht ernst genommen fühlen“ (Witzel 2000:2). Dies wiederum „[...] fördert die Erinnerungsfähigkeit und motiviert zur Selbstreflexion“ (ebd.:2). Nach Witzel kann es zu „Korrekturen“, „Redundanzen“ und „Widersprüchlichkeiten“ kommen (vgl. ebd.:2), was er allerdings positiv wertet, da sich daraus neue Interpretationsmöglichkeiten ergeben.

Neben diesen drei Grundpositionen wird die Durchführung des PZI durch vier Instrumente unterstützt: einen kurzen Fragebogen, einen Leitfaden, die Aufnahme des Interviews und das Postskriptum nach dem durchgeführten Gespräch (vgl. Witzel 2000:2). Der kurze Fragebogen soll für die jeweilige Forschung relevante Basisdaten erfassen, aber auch einen

Gesprächseinstieg erleichtern (vgl. ebd.:2). In meiner Forschung habe ich auf den Fragebogen zu Beginn des Interviews bewusst verzichtet, da dieser meiner Meinung nach für den Gesprächseinstieg im Kontext dieser Forschung nicht hilfreich gewesen wäre. Vielmehr habe ich mich für eine offene Frage entschieden, um mich dem Forschungsthema zu nähern und den Fragebogen erst am Ende des Interviews ausgeteilt.

Das PZI zeichnet sich vor allem durch seine Offenheit und durch den zentralen Stellenwert aus, welchen das Erzählte der Befragten einnimmt. So ist es sowohl aus erzählungsgenerierenden Kommunikationsstrategien (Gesprächseinstieg, allgemeine Sondierungen und Ad-hoc-Fragen), als auch aus verständnisgenerierenden Kommunikationsstrategien (Zurückspiegelung, Verständnisfragen, Konfrontation) zusammengesetzt (vgl. Witzel 2000:3). Das PZI ist demnach für den vorhandenen Forschungskontext gut geeignet, da es ermöglicht, sich auf ein „Problem“ zu fokussieren, viel Raum lässt für Erzählungen und Erfahrungen seitens der Befragten und außerdem zulässt, flexibel auf diese einzugehen. Darüber hinaus ist die Anregung eines Reflektionsprozesses eine weitere Stärke des PZI. Dieser Reflektionsprozess ist wiederum gut dazu geeignet, nicht bewusstes oder implizites Wissen zu erfassen. Die vorbereiteten Fragen gelten mehr als Stütze für die interviewende Person und erleichtern somit wiederum die Flexibilität im Interview und das Eingehen auf die interviewte Person. Viele Fragen haben die Frauen* selbst angesprochen oder beantwortet, immer wieder habe ich auch Fragen vorgezogen oder später gestellt.

Zu Beginn der Interviews habe ich den Frauen* kurz erklärt, was mein Erkenntnisinteresse ist und meinen eigenen Zugang zum Thema offengelegt. Alle Interviews wurden nach Abklärung aufgenommen, den Interviewten habe ich Anonymisierung zugesprochen. Die meisten Interviews haben an einem Ort stattgefunden, welchen ich vorgeschlagen hatte, eines hat bei zwei Interviewten zu Hause stattgefunden. Die Interviews waren alle zwischen zwei und drei Stunden lang.

3.3. Interviewfragen

Für die Interviews habe ich Fragen vorbereitet, welche ich aus der Theorieforschung zu Street Harassment und öffentlichem Raum abgeleitet habe. Die Fragen sind in drei große Themenblöcke strukturiert: (1) Fragen zu Erfahrungen mit Street Harassment; (2) Fragen zu Emotionen und Körper(lichkeit); (3) Fragen zu Handlungsstrategien. Als Einstiegsfrage habe

ich die Teilnehmerinnen* gebeten mir zu erzählen, wie sie den öffentlichen Raum in Wien wahrnehmen. Im Folgenden stelle ich kurz die einzelnen Themenblöcke genauer vor.

Im ersten Block habe ich allgemeine Fragen zu Street Harassment gestellt, damit die interviewten Frauen* Zeit haben, in das Thema zu kommen und ich die Möglichkeit habe, mir einen Überblick zu verschaffen für spätere Nachfragen. Hier habe ich Fragen gestellt, wie zum Beispiel: „Ab wann erlebst du Verhalten im öffentlichen Raum als übergriffig?“, „Wie oft erlebst du Street Harassment in Wien?“, „Wie oft denkst du an Street Harassment?“.

Im zweiten Themenblock habe ich Fragen dazu gestellt, was Street Harassment in den Frauen* auslöst, sowohl emotional als auch körperlich. Als Überleitung in den zweiten Themenblock habe ich die Teilnehmerinnen* gebeten mir ein Beispiel von Street Harassment zu erzählen, um anhand dessen weiterzufragen, was dieses in ihnen ausgelöst hat. Fragen, welche ich in diesem Block gestellt habe, sind beispielsweise: „Was passiert in dem Moment mit dir, wo du Street Harassment erfährst?“, „Verändert sich dein Gefühl für deinen Körper, wenn du Street Harassment erlebst?“, „Siehst du solche Veränderungen in der Körperwahrnehmung auch über einen längeren Zeitraum?“, „Was löst das in dir aus, dass du von Street Harassment betroffen sein kannst?“.

Im dritten Abschnitt ging es darum herauszufinden, welche Strategien die Teilnehmerinnen* gegen Street Harassment entwickelt haben, sowohl um dieses zu verhindern, als auch um in konkreten Situationen auf dieses zu reagieren. Ich habe außerdem nach Strategien gefragt, welche sie nach Situationen von Street Harassment anwenden. Dazu habe ich Fragen gestellt wie: „Hast du Strategien um Street Harassment zu verhindern?“, „Wie gehst du damit um, wenn du Street Harassment erlebst?“, „Was machst du nachdem du Street Harassment erlebt hast?“, „Wie verhältst du dich mit deiner Freundin* im öffentlichen Raum?“.

3.4. Auswertung

Die aufgenommenen und transkribierten Interviews habe ich mit der Methode der qualitativen Inhaltsanalyse ausgewertet. Die qualitative Inhaltsanalyse geht auf Philip Mayring zurück und ist ein Auswertungsverfahren zur systematischen Textanalyse. Die Vorgehensweise der Analyse ist, „[...] Texte systematisch [zu] analysieren, indem [...] das

Material schrittweise mit theoriegeleitet am Material entwickelten Kategoriensystemen bearbeitet [wird] [...]“ (vgl. Ramsenthaler 2013:23). Durch die Ausarbeitung des Kategoriensystems (Kategorien, Unterkategorien, Kategoriedefinitionen, Ankerbeispiele) soll der dem Text zugrunde liegende latente Sinn aufgedeckt werden (vgl. ebd.:23). Nach Mayring ist die qualitative Inhaltsanalyse dann gut geeignet, „[...] wenn es um größere Materialmengen geht und eine systematische, generalisierende Auswertung im Vordergrund steht“ (Mayring 2010: 611). Da die von mir durchgeführten Interviews alle relativ lang sind und es das Ziel der Analyse ist, Kernaussagen zu treffen, ist diese Auswertungsmethode meiner Meinung nach gut für die vorliegende Forschung geeignet.

Auf einer ersten Ebene habe ich zunächst übergreifende Kategorien aus der Theorie abgeleitet, indem ich meine Forschungsfragen aufgeschlüsselt habe. Auf einer zweiten Ebene habe ich dann sowohl anhand meiner Interviewfragen Kategorien aus der Theorie abgeleitet, als auch anhand des Materials der transkribierten Interviews. Daraus ergab sich ein Entwurf meines Analysebaums, der mir als Orientierung bei meiner ersten Bearbeitung der Interviews diente. In einem zweiten Bearbeitungsdurchgang habe ich diesen Entwurf an das Material angepasst, manche Kategorien gestrichen oder ausgebaut und wiederum andere zu einer Kategorie zusammengefasst. Beim Kodierungsprozess wurde kein Computer verwendet.

3.5. Positionierung als Forscherin*

Abschließend möchte ich noch meine Positionierung als Forscherin* in dieser Arbeit thematisieren. Ich habe diese Forschung aus der Position einer weißen lesbischen Frau* geschrieben. Mein Interesse an dem Thema rührt vor allem daher, dass ich, seit ich in Wien wohne und sichtbar lesbisch lebe, immer wieder Erfahrungen von Street Harassment gemacht habe, sowohl sexistisch, als auch homophob motiviertem. Mir ist aufgefallen, dass trotz der Alltäglichkeit von Street Harassment nicht, bis wenig darüber gesprochen wird – in der Regel erst dann, wenn eine Person in meinem sozialen Umfeld etwas erlebt hat, was „überdurchschnittlich“ schlimm war. Mit den Jahren hat sich nicht nur mein Umgang mit dem Bewusstsein um das mögliche Auftreten von Street Harassment verändert, das Thema war auch mehr oder weniger oft präsent und hat mich beschäftigt. Irgendwann merkte ich, dass die Gefühle und Gedanken, welche ich diesbezüglich habe, auch andere haben und ich nicht alleine damit stehe. Trotzdem wird kaum darüber gesprochen, es gibt keine nennenswerte

politische Auseinandersetzung mit dem Thema, geschweige denn etablierte Ressourcen oder Strukturen, auf welche Betroffene zurückgreifen könnten. Diese Forschungsarbeit ist deswegen wichtig für mich, da ich hoffe, damit eine höhere Sichtbarkeit des Themas zu erreichen, zu zeigen, dass der öffentliche und halböffentliche Raum in Wien nicht so sicher ist, wie er dargestellt wird und letztlich auch mehr Wissen zu dem bereits bestehenden Forschungsstand beizutragen, vor allem über die Lebensrealitäten nicht-heterosexueller Frauen*.

Meine Position als lesbische queere Frau* hat nicht nur meinen Zugang zum Thema beeinflusst, sondern auch die Interviews selbst. Dadurch, dass die interviewten Frauen* wussten, dass ich ähnliche Erfahrungen gemacht habe, ist eine gewisse Offenheit und ein Vertrauensverhältnis entstanden. Hätte die Interviews ein weißer heterosexueller Mann geführt, hätte das die Interviewsituation beeinflusst. Auch bezüglich der verwendeten Begriffe hat meine Position einen Einfluss genommen. So mussten die Interviewten Begriffe wie „Femme“, „Butch“, „body policing“, „queer feministisch“ oder ähnliche nicht erst erklären, da sie davon ausgingen, dass ich sie kenne. Auch meine politische Position als queer feministisch hat einen Einfluss auf diesen Forschungsprozess. Meine Identifizierung als feministisch hat das Sampling insofern beeinflusst, da ich Zugang zu queer feministischen Mailinglisten und facebook Gruppen hatte und sich dementsprechend das Sample überwiegend aus selbstdefinierten Feministinnen* zusammensetzt. Die meisten der Interviewten haben sich bereits Gedanken zum Thema gemacht und es reflektiert, dies wiederum hat die Interviews erleichtert.

4. Ergebnisse

Im Zuge der Interviews haben die Frauen* erzählt, wie sie den öffentlichen Raum in Wien wahrnehmen, welche Erfahrungen mit Street Harassment sie machen und wie sie mit diesen umgehen. Ein besonderer Fokus liegt einerseits auf mit Street Harassment zusammenhängenden Gefühlen und Körperlichkeiten und andererseits auf Strategien, welche die interviewten Frauen* anwenden, um mit Street Harassment umzugehen. Es soll anhand der Interviews gezeigt werden, wie die Erfahrungen der Frauen* mit Geschlechtsidentität, sexueller Orientierung, Geschlechterperformance und Körperlichkeit zusammenhängen.

Von den sechs interviewten Frauen* haben alle Erfahrungen von Street Harassment gemacht. Durch ihre Erzählungen ziehen sich mehrere Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten. Diese beziehen sich beispielsweise auf subjektiv empfundene Grenzen in Bezug auf Street Harassment, ein Bewusstsein um das mögliche Auftreten von Street Harassment sowie bestimmte emotionale und körperliche Reaktionen auf und Konsequenzen von Street Harassment. Weitere Gemeinsamkeiten lassen sich auch im Bereich der Handlungsstrategien gegen Street Harassment feststellen – sowohl bezogen auf Strategien, welche Street Harassment vorbeugen, Strategien in konkreten Situationen von Street Harassment, als auch Strategien, welche nach konkreten Situationen von Street Harassment angewandt werden. Gleichzeitig sind aber auch Unterschiede zwischen den Erzählungen der Frauen* aufgetreten. Diese Unterschiede manifestieren sich unter anderem in Bezug auf längerfristige Konsequenzen von Street Harassment, etwa Selbst-Objektifizierung, als auch auf Ansprüche an die angewandten Strategien in konkreten Situationen von Street Harassment und deren Grenzen.

4.1. Erfahrungen von Street Harassment

Zunächst soll ein allgemeiner Eindruck vermittelt werden, wie die interviewten Frauen* den öffentlichen Raum in Wien wahrnehmen und erleben. Es wird gezeigt, welche Gefühle die Interviewten äußern und wie sie aus diesen eigene Definitionen von Street Harassment herleiten. Es wird auch die Häufigkeit thematisiert, mit welcher sie Erfahrungen von Street Harassment machen. Danach wird genauer auf ausgewählte Beispiele der Erzählungen eingegangen werden, um zu zeigen, wie unterschiedliche Formen von Street Harassment aussehen beziehungsweise mit welchen sozialen Kategorien und

Diskriminierungsverhältnissen sie zusammenhängen. Anschließend wird auf genannte relevante Kontexte bezüglich Street Harassment eingegangen, um ein differenzierteres Bild von Street Harassment zu ermöglichen. Zuletzt soll gezeigt werden, inwiefern die Interviewten ein Bewusstsein sowohl um die Präsenz von Street Harassment, als auch um ihr Äußeres haben.

4.1.1. Erleben des öffentlichen Raums in Wien

Auf die Frage, wie die interviewten Frauen* den öffentlichen Raum in Wien erleben, wurde unterschiedlich geantwortet. Anna beschreibt Gefühle von Unsicherheit (Anna 5-7:1). Sie hat auch große Angst vor körperlicher Gewalt, da sie diesbezüglich schon Erfahrungen gemacht hat (Anna 356-357:8). Anna erfährt grenzüberschreitendes Verhalten vor allem von Männern* oder Menschen, welche sie als männlich* liest (Anna 29:1).

Dani beschreibt ebenfalls Gefühle von Angst (Dani 26-27:1). Außerdem nimmt sie den öffentlichen Raum vor allem nachts als sehr männer*dominiert wahr, was sie unter anderem auf Street Harassment zurückführt.

Und wenn ich jetzt so von abends oder nachts ausgehe und die Touristenplätze außer Acht lasse, wie Schwedenplatz oder Stephansplatz, wo sich auch abends noch viel mehr Menschen unterschiedlicher mischen, erlebe ich den Raum sehr männlich* dominiert. Ich wohne im Moment in der Nähe vom Praterstern und bin da auch immer wieder nachts. Seh da eigentlich ganz selten...größtenteils seh ich da eigentlich Männer* dort. Mich wundert auch immer wieder, warum so wenige Frauen* nachts dort unterwegs sind. Und gleichzeitig wundert's mich auch wieder gar nicht, wenn ich eine schlechte Erfahrung mache, was regelmäßig vorkommt. (Dani 16-22:1)

Beate beschreibt wie Anna Gefühle von Unsicherheit. Sie vertraut weder darauf im öffentlichen, noch im halböffentlichen Raum sicher zu sein (Beate 15-16:1). Beate hat vor allem vor Jugendlichen Angst, beziehungsweise vor jugendlichen Männern*, welche sich in Gruppen bewegen. Außerdem hat sie Angst vor älteren Menschen in Gruppen, beispielsweise beim Heurigen, vor allem wenn diese betrunken sind (Beate 27-29:1). Speziell Orte, welche mit Fortgehen oder Alkoholkonsum zusammenhängen, sind für Beate mit Unsicherheit besetzt (Beate 29-30:1). Während Anna vor allem vor körperlicher Gewalt Angst hat, bezieht sich Beates Angst hauptsächlich auf homophob motivierte Kommentare. Sie bezeichnet diese als „homophobe Sager“ (Beate 56:1).

Margit meint, dass sie sich im öffentlichen Raum meistens ganz „okay“ fühlt (Margit 12-15:1), wobei das auch damit zusammenhängt, wo sie gerade ist und wie lange sie sich dort aufhält (Margit 6-7:1).

Emma fühlt sich im öffentlichen Raum oft beobachtet beziehungsweise beobachtet sie selbst Menschen. In ihrer Wahrnehmung achten Menschen sehr darauf, wer sich wo wie verhält und wie man sich selbst verhält. Dementsprechend hat Emma ein Bewusstsein darum, wie sie sich verhält. Davon versucht sie allerdings wegzukommen (Emma 9-15:1). Karin hingegen ist im öffentlichen Raum vor allem bei sich.

Bei mir ist es glaub ich so, dass ich eigentlich immer ziemlich bei mir bin. Also ich glaub, ich nehm andere Menschen nicht so wahr. Deshalb also, wenn jemand reagiert, jetzt wenn ich allein unterwegs bin, nicht zu zweit, dann nehm ich relativ wenig von meiner Umgebung wahr oder von den Leuten. Ich weiß noch, meine Schwester hat sich früher furchtbar darüber aufgeregt, dass ich nicht merke, wenn mir ein Mann* hinterher pfeift. Ich hab einfach mit meinen eigenen Gedanken zu tun und da bekomm ich vieles auch nicht mit. (Karin 17-21:1)

Emma fühlt sich in Wien eigentlich sicher, auch Karin fühlt sich „im Großen und Ganzen“ sicher, sie hat wenige negative Erfahrungen mit fremden Menschen gemacht. Wenn sich Karin im öffentlichen Raum unsicher fühlt, dann bezieht sich das in der Regel auf ihre Geschlechtsidentität und nicht auf ihre sexuelle Orientierung (Karin 65-66:2). Für Emma gibt es einige Orte, wo sie nicht gerne fort geht und welche sie zu vermeiden sucht (Emma und Karin 32-44:1). Sie äußert außerdem ihr Unbehagen in Bezug auf Gruppen betrunkenen Menschen (Emma 107-113:2). Später bezieht sich Karin nochmals auf ihre obige Aussage und differenziert diese aus.

Also ich seh Wien vor allem immer im Vergleich, weil ich jetzt schon in relativ vielen Städten gelebt hab und im Vergleich zu anderen Städten und da schneidet Wien am besten ab für die Sicherheit von Frauen*, also aus meinem persönlichen Empfinden heraus. Ich weiß nicht, was anderen passiert. In Berlin sind mir schon ganz andere Sachen passiert, in Mexiko-Stadt sind mir ganz andere Sachen passiert. Das Schlimmste bis jetzt war Paris [...]. Da sind wirklich schlimme Sachen passiert. Und das ist in Wien bisher noch nicht der Fall gewesen, deswegen bin ich hier total entspannt. Weil ich halt auch den Vergleich hab, irgendwo. (Karin 81-88:2)

4.1.2. Angst um andere

Alle Frauen* kennen das Gefühl, um andere Angst zu haben, obwohl es hier deutliche Unterschiede in Bezug auf die Häufigkeit und Intensität gibt. Diese Angst um andere kann mit bestimmten Kontexten zusammenhängen oder aber auch eine allgemein vorhandene sein. Teilweise basiert sie auf konkreten Anlässen oder hängt damit zusammen, wie Street Harassment medial dargestellt wird. Die Angst um andere kann verringert werden beziehungsweise nicht vorhanden sein, wenn die entsprechende Person als stark wahrgenommen wird.

Anna hat keine Angst um ihre Freundin* (Anna: 649:13), da jene bereits jahrelang Krav Maga trainiert, ein sehr effektives Selbstverteidigungssystem. Ihre zweite Freundin* ist ebenfalls gut trainiert, weswegen sie davon ausgeht, dass sich jene – falls notwendig – ebenfalls wehren könnte (Anna 653:14).

Dani gibt ebenfalls an, immer wieder um andere Angst zu haben. In ihrer letzten Beziehung hat sie sich oft Sorgen gemacht, vor allem, wenn ihre Freundin* längere Zeit alleine oder nachts unterwegs war. In diesen Fällen hat Dani ihr SMS geschickt, um sicher zu gehen, dass es ihr gut geht. Auch um ihren besten Freund, der von den meisten Männern* als schwul gelesen wird, macht sie sich oft Sorgen. Sie hatte auch schon schlaflose Nächte, wenn auf eine SMS keine Antwort kam. In ihrem sozialen Umfeld ist es auch üblich sich SMS zu schreiben, wenn man gut zu Hause angekommen ist (Dani 379-386:8).

Beate kennt ebenfalls die Angst um andere. Sie beschreibt, wie sie nach der Ermordung der Transfrau* Hande Ö. vor einigen Monaten, Angst um eine Transfreundin* hatte (Beate 495-500:9). Vor allem um ihre Freundin* hat Beate oft Angst.

Ja. Und dass ich Angst hab um meine Freundin*, das passiert ganz oft. Ich steig in der Früh zum Beispiel aus der U-Bahn aus und wir waren händchenhaltend, kuschelnd in der U-Bahn, ich mach mir nachher Sorgen, hoffentlich...wo ich jetzt ausgestiegen bin, wo sie nicht mehr zu zweit ist, sondern allein, weil zu zweit ist man stärker, dass jetzt nicht irgendwas passiert. Oder wenn sie aussteigt, dann denk ich mir, hoffentlich fangt jetzt nicht irgendwas an. (Beate 504-508: 9)

Margit wiederum hat nicht direkt Angst, vielmehr gibt es Kontexte, in welchen sie eine Person darum bittet eine SMS zu schreiben, wenn jene zu Hause angekommen ist. Diese Situationen treten auf, wenn Personen einen längeren Heimweg haben, betrunken sind, alleine unterwegs sind oder bei ihnen niemand zu Hause ist. Darüber hinaus macht sich Margit nicht

viele Gedanken, da die Menschen in ihrem sozialen Umfeld ihrem Gefühl nach eigene „Sicherheitsvorkehrungen“ haben, beispielsweise ab einer gewissen Uhrzeit mit dem Taxi nach Hause zu fahren (Margit 667-680:14).

Karin sorgt sich um jene Menschen in ihrem sozialen Umfeld, denen ihr queer sein angesehen werden kann. Emma erzählt von ihrem damals besten Freund, welcher eine Zeit lang dachte, er sei transsexuell und der Halloween als Anlass genommen hat, als Rotkäppchen zu gehen. In dem Lokal, wo sie an jenem Abend in einer größeren Gruppe waren, ist damals nichts passiert, aber Emma erzählt, wie sie ihn nicht alleine gelassen haben und ihn zum Beispiel auf die Straße begleitet haben, wenn er rauchen wollte. Um ihre Freundinnen* macht sich Emma keine Sorgen. Karin erzählt noch von einer Erfahrung, in welcher sich die Involvierten auch umeinander gesorgt haben.

Bei Mädels erinner ich mich nur an die Situation, wo wir alle in der Villa saßen und dieser Typ hat angeklopft und gesagt, seine Frau* glaubt sie sei lesbisch und ob wir da eine Anlaufstelle kennen. Aber ganz, ganz komisch. Und der kam öfter vorbei. Und klopft an die Tür und das war dann auch eine Situation, wo eine früher gehen musste und wir gesagt haben, bitte ruf uns an, wenn du zu Hause angekommen bist. Das ist so...oder wir rufen dich. Und dann sind wir auch rauchen gegangen, wo wir auch zu zweit raus gegangen sind. Das war schon so, das muss man jetzt nicht... (Karin 828-855:14f)

4.1.3. Subjektive Grenzen, Grenzüberschreitungen und Eigendefinitionen von Street Harassment

Ab wann eine Situation als übergriffig und grenzüberschreitend empfunden wird, kann unterschiedlich sein. Viele der Frauen* geben an, es falle ihnen nicht immer leicht zu sagen, was für sie Street Harassment ist und was nicht. Für Anna kann Street Harassment bereits mit bestimmten Blicken anfangen, genauer mit Starren, „also alle[m] was über fünf Sekunden hinausgeht und nicht mehr mit Blinzeln verbunden ist [...]“. Außerdem empfindet Anna es übergriffig unerwartet private Fragen gestellt zu bekommen, angefasst zu werden, gedrängt, gerempelt und geschubst zu werden (Anna 43-47:1-2).

Dani empfindet ebenfalls gewisse Blicke als übergriffig (Dani 60:2), wobei sie weiß, dass gerade die Definition von bestimmten Blicken als übergriffig schwierig sein kann, vor einem gesellschaftlichen Hintergrund, welcher Street Harassment oft verharmlost, relativiert oder Frauen* abspricht.

Ich versuche auf Blicke, die einmalig auf der Straße passieren, denen auszuweichen und mich da nicht auf eine Konfrontation einzulassen, weil ich weiß das ist, da hilft mir niemand, also das kann ich nicht argumentieren. Wem gegenüber sollte ich das argumentieren? Da fühle ich mich zu allein damit. (Dani 63-66:1)

Während sie für sich bestimmte Blicke als grenzüberschreitend definiert, ist für sie vor allem dann eine klare und eindeutige Grenze überschritten, wenn es zu einer verbalen Äußerung kommt (Dani 141-142:3), beispielsweise einer verbalen Androhung von Gewalt (Dani: 55:1). Wenn Dani sich mit einer Person weder unterhalten will, noch mit ihr interagieren möchte und ihr Gegenüber respektiert dies nicht, definiert sie das ebenfalls als Street Harassment (Dani 51-53:2).

Auch für Beate kann Street Harassment schon mit Blicken anfangen. Außerdem fallen für sie „Sprüche“ und Angrabschen ebenfalls unter Street Harassment. Für sie ist bereits eine Grenze überschritten, wenn neben ihr Menschen „unreflektiert“ sprechen, ohne notwendigerweise direkt über sie zu sprechen.

Was oft passiert, dass Leute meinen sie können schimpfen über Schwule und das betrifft mich dann nicht. Lesbisch sein ist okay, aber Schwulsein, pfui Teufel. Aber das betrifft mich genauso. Oder extrem rassistisch, das betrifft mich dann auch schon. Weil ich mir denk, solche Menschen neigen auch dazu andere Gruppen zu diskriminieren. (Beate 61-68:2)

Margit spricht auf die Frage, ab wann für sie subjektiv eine Grenze im öffentlichen Raum überschritten ist, einen neuen Aspekt an. Sie beschreibt den Moment von Street Harassment mit der Metapher einer Blase, in welche ein fremder Mensch unaufgefordert und unerwünscht eindringt.

Naja, ich denk mir, wenn man allein oder auch zu zweit oder mit mehr Leuten unterwegs ist, ist es oft so, dass man nicht mit anderen Leuten interagiert und sich so halt so in diesem Raum mit den anderen Leuten fühlt. Und sobald jemand Fremder da jetzt irgendwie eintritt, der jetzt nicht nur nach dem Weg fragt oder so, dann ist es glaub ich einfach eine ungute Situation, Also sobald...ich weiß grad nicht, wie ich das beschreiben soll. Aber man hat halt irgendwie so eine Art Blase mit den Leuten, mit denen man unterwegs ist. Und da ist man halt drinnen und man ist auch anonym ein bisschen und meistens quatscht einen niemand an, aus welchen Gründen auch immer. Aber sobald da jemand ein bisschen reinkommt, ist das halt eine Situation, die ungut werden kann. (Margit 34-42:1)

Dabei muss es sich nicht um verbale Äußerungen handeln, das können auch Blicke oder Gestiken sein. Margit beschreibt weiter, wie dieser Moment nicht nur als unangenehm,

beängstigend oder bedrohlich empfunden werden kann, sondern einfach auch das unterbrechen kann, was eine Person gerade tut.

Ja, sobald man das merkt, dass man angeschaut wird oder so, ist es halt was, wo man dann bisschen rauskommt aus diesem Ding, was man grad macht. Egal, ob man jetzt irgendwo am Weg ist oder im eigenen Kopf ist oder halt ein Gespräch führt oder was auch immer. Also das kann auch einfach sein, wenn eine, weiß ich nicht, natürlich in der Nacht muss das nicht unbedingt eine Interaktion sein, sondern es kann auch ein Typ sein, der da irgendwie steht und beängstigend ausschaut und man vielleicht lieber die Straßenseite wechselt oder lieber einen Bogen macht. (Margit 45-51:1)

Margit beschreibt demnach Street Harassment als etwas, das metaphorisch eine Blase zum Platzen bringt – sowohl durch verbale Äußerungen, als auch Blicke oder Gestiken. Anna wiederum benennt diesen Moment so, dass bestimmte Erfahrungen von Street Harassment in ihre Intimsphäre eingreifen (Anna 285-287:6).

Für Karin fällt unter Street Harassment jede Form von Berührung. Als andere Beispiele nennt sie, wenn ein Mann* sich auf der Straße auszieht oder sie fragt, ob sie ihm einen blasen möchte. Emma meint, es müssen keine Berührungen sein, verfolgt zu werden oder nicht aufzuhören zu sprechen, empfindet sie ebenso unangenehm. Emma erzählt von dem Projekt einer Künstlerin, „Stop telling women to smile“ und wie das ihr Denken über Grenzen beeinflusst hat.

Emma: [D]as ist mir nie bewusst gewesen, aber es gab jetzt – ist das eine französische Künstlerin oder Amerika – mit diesem „Stop telling me to smile“. Das hab ich mal gelesen und mir gedacht, was ist das jetzt schon wieder. Dann hab ich mir gedacht, ja, doch, genau das ist es. Aber ich hab auch nie ein Wort dafür gehabt, aber das passiert ständig, das passiert wirklich ständig.

Karin: Ja.

Emma: Einfach fremde Leute, die dir dann vorwurfsvoll irgendwelche Anweisungen geben jetzt irgendwas zu tun, ein bisschen fröhlicher zu sein oder eben sich jetzt doch mit ihm zu unterhalten.

Karin: Nicht so ernst zu schauen.

Emma: Aber eben gleich mit diesem Vorwurf, warum du das jetzt nicht tust.

Karin: Aber das ist eben dieses Ding. Es ist prinzipiell kein Problem, wenn fremde Leute einen anquatschen, solange es halt auf so einer respektvollen Ebene immer passiert [...]. Das Problem ist dann aber, wenn sie dann dableiben und wissen wollen, ja wieso nicht? Und hast du denn einen Freund? Und was macht der denn? Und wie heißt er denn? Dann werd ich ur aggressiv. Das macht mich so wütend einfach nur. Und wenn man dann wütend wird, dann kommt, ja warum lächelst du nicht? Das ist schon so ein Standardsatz. (Karin und Emma 178-191:3f)

4.1.4. Häufigkeit von Street Harassment

Nach Angabe der interviewten Frauen* machen sie unterschiedlich oft Erfahrungen von Street Harassment. Während manche einmal pro Woche eine Form von Street Harassment erleben, geben andere an, nur alle paar Wochen Street Harassment zu erleben. Anna erlebt drei- bis fünfmal pro Woche Street Harassment, je nachdem was sie als Street Harassment definiert (Anna 253-255:6). Dani hingegen meint, es falle ihr schwer, dies so allgemein zu sagen, bei ihr ballt es sich mal mehr, mal weniger – sie macht mindestens alle zwei Monate eine Erfahrung von Street Harassment (Dani 70-71:2). Beate wiederum erlebt einmal die Woche Street Harassment (Beate 95-96:2). Margits Wahrnehmung von Street Harassment hat sich in den letzten Monaten und Jahren erhöht, aufgrund der Häufigkeit der gemachten Erfahrungen.

[A]ber von Dingen, wo ich mir wirklich sicher bin, dass da jetzt jemand auch bewusst was gemacht hat, ist es sicher so einmal die Woche gewesen oder vielleicht ein bisschen weniger. Also wo's wirklich einfach so ganz klare Momente waren. Und es gibt dann halt auch Dinge, wo ich das vielleicht nicht bemerkt hab, wo mich dann eine andere Person darauf hingewiesen hat, he, der hat uns jetzt so und so angeschaut. Aber wie gesagt, ich glaub, ich hab's einfach auch davor einfach nicht so oft erlebt oder eben halt nicht so wahrgenommen oder nicht bemerkt, also ich glaub nicht, dass es sich in letzter Zeit irgendwie gehäuft hätte, ich wüsste nicht aus welchen Gründen, weil ich mich nicht anders verhalten hab, glaub ich. (Margit: 66-80:2)

Margit hatte ihrer Meinung nach lange Zeit relativ viel Glück, da sie im Vergleich zu anderen nicht so häufig Street Harassment erlebt hat. Dafür trifft es sie umso mehr, dass die Erfahrungen von Street Harassment, welche sie am häufigsten erlebt, mit ihrer Freundin* oder ehemaligen Freundinnen* zusammenhängen (Margit 638-642:13)

Karin erlebt selten Street Harassment, „nicht mal einmal im Monat“, wodurch sie es auch nicht als sehr schlimm empfindet – „weil hin und wieder passiert halt mal so was“ (Karin 360-363:6f).

4.1.5. Konkrete Erfahrungen von Street Harassment

Die interviewten Frauen* geben in ihrer Erzählung viele Beispiele von Street Harassment. Diese beziehen sich auf unterschiedliche soziale Kategorien beziehungsweise Diskriminierungsverhältnisse. Die Erfahrungen von Street Harassment, welche die Frauen* gemacht haben, beziehen sich vor allem auf die Geschlechtsidentität, die sexuelle Orientierung, den Körper sowie die Geschlechterperformance. Dabei ist es nicht immer

möglich klare Unterscheidungen zwischen den jeweiligen Diskriminierungsverhältnissen zu treffen, da diese oft zusammenhängen. Dieses Wissen um Zusammenhänge sprechen die befragten Frauen* immer wieder an. Sie wissen, dass je nach der Positionierung in der Gesellschaft, sie unterschiedliche Erfahrungen von Street Harassment machen (Anna 62-63:2; Anna 345-347:7; Dani 75:2; Margit 85-91:2).

4.1.5.1. als Frau*

Annas Erfahrungen von Street Harassment, welches sich auf ihre Geschlechtsidentität bezieht, sind ihr zu Folge oftmals mit Sexualisierung verbunden (Anna 63:16). Als Frau* wird sie konstant sexualisiert, vor allem früher, als ihr Kleidungsstil mit Röcken, Kleidern, Schuhen mit hohen Absätzen und langen Ohrringen normativer war.

Ich mein, Harassment, das hängt auch davon ab, wie du das definieren würdest. Aber ich definier das, also auch dieses sexualisierte Nachschimpfen oder das Nachrufen ist sehr oft passiert, wenn wir wieder bei der U-Bahn wären. Wahnsinn. Also dauernd. (Anna 63-67:2)

Dani erzählt ebenfalls eine Geschichte von Street Harassment, welches sich auf ihre Geschlechtsidentität bezieht.

Ich hab, das ist jetzt noch nicht so lange her, das ist ein paar Wochen her, bin ich von einer queer feministischen Veranstaltung nach Hause und weil ich noch ein paar Dinge zu überlegen hatte, bin ich beim Praterstern auf ne kleine Bank gesetzt und dann kam ne Person her, die mich anmachen wollte. Und ich hab dann die Person aufgefordert, ich möchte jetzt nicht sprechen und die Person aufgefordert, ob sie jetzt von dieser Bank, auf der ich saß und geraucht habe, weggehen könnte und da ging's eigentlich sofort los mit Beschimpfungen und hat dann geendet, nachdem ich mich gewehrt hab und noch mal gesagt hab – es war ein Mann* – er soll jetzt bitte gehen, ich will nicht mit ihm reden. Ist dann bei ihm völlig eskaliert, soll ich das jetzt wiederholen? Ich bin oft so unsicher, selber bei mir...also bis hin zu ner Vergewaltigungsdrohung, so. Und was ich blöde Kuh will. (Dani 39-47:1)

Karin wiederum hat ihre schlimmsten Erfahrungen von Street Harassment in Wien in Bibliotheken gemacht.

Ich bin vor allem in der Hauptbibliothek, weil ich gern von Büchern umgeben bin. Und da gibt's diese kleinen Separées, ja das ist zu viel gesagt, aber da passen halt so sechs Leute rein, da sind Couches und da hab ich jetzt schon zwei oder dreimal gehabt, dass mich offensichtlich jemand beobachtet hat, als ich dort war und sich dann mit mir reingesetzt hat. Und wir waren dann allein da und der sich dann halt begonnen hat komisch zu streicheln oder komische Geräusche von sich gegeben hat, wo ich dann denk, oida. Aber wenn ich so konfrontiert werde, dann geh ich halt auch nicht weg, weil ich sage, warum soll ich jetzt weggehen, nur weil du dich aufführst wie ein Idiot. Und das

ärgert mich dann so sehr, dass ich dableibe und die Augen verdrehe, so dass er das möglichst sieht. (Karin 164-173:3)

Karin wurde außerdem bereits öfters von fremden Männern zum Oralsex aufgefordert.

[D]as letzte Mal, als mir das passiert ist – das ist jetzt auch schon zwei Jahre her – bei ner Haltestelle und das war wirklich so ein kleiner abgebrochener Zwerg und ich war grad am Lesen von einer spannenden Geschichte und musste gleich in die Straßenbahn einsteigen, weil ich halt wohin musste und er fragt mich das. Ich schau ihn einfach nur an. Und sag nein und les weiter mein Heft. Warum nicht? Und die perfekte Antwort drauf ist, weil du hässlich bist. Und damit sind die komplett überfordert. Weil das ist so unhöflich von einer Frau*, das zu sagen, das haben sie glaub ich noch nie gehört in ihrem Leben. Der war komplett überfordert. Das war witzig, weil ich wollte ihm einfach nur irgendwas sagen. Dann hat er nach Luft geschnappt und hat versucht mich auch zu beschimpfen, ihm sind aber keine Worte eingefallen und dann musste er auch selber tatsächlich mit dieser Straßenbahn fahren. Er hat sich nicht getraut, mit mir einzusteigen, sondern er hat geschaut, wo ich einsteige und hat die Tür genommen, die am weitesten entfernt war, damit er mich nicht mehr sieht und nichts mit mir zu tun hat. Ich glaube, das hat ihn so tief verletzt, diese blöde und dumme Aussage, weil sie wahrscheinlich genau auf seinem Niveau war. (Karin 217-231:4)

Karin fügt später hinzu, dass Emma und sie vor allem aufgrund ihrer Geschlechtsidentität Street Harassment erfahren und kaum aufgrund ihrer sexuellen Orientierung (Karin 479-481:8).

4.1.5.2. als Lesbe

Anna und ihre Freundin* wurden bereits häufiger Dienstleistungen verwehrt, sowohl in Cafés (Anna 48-49:2), als auch in Taxis (Anna 532-534:11). Darüber hinaus wurde sie schon oft angestarrt, beispielsweise in der U Bahn, weil sie mit ihrer Freundin* Händchen gehalten hat (Anna 55-58:2). Als lesbische Frau*, hat sie ebenfalls Erfahrungen von Sexualisierung gemacht, wobei diese sich von Sexualisierung in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität unterscheiden. Auch die Reaktionen von Harassern, wenn sie sich wehrt, empfindet sie als anders.

Als lesbische Frau* wird man genauso sexualisiert, aber da ist halt das, wenn man dann versucht einzuschreiten, ist es aber anders. Also wenn ich als Frau* versuche, lassen sie mich in Ruh oder irgend so was, ist es dann halt eher gleichgültig oder die versuchen sich dann halt noch mal einzuschleimen oder so. Wenn man das aber als lesbische Frau* sagt, also wenn man eine Partnerin* dabei hat, dann artet das extrem schnell aus, also in beschimpft werden [...]. (Anna 67-71:2)

Anna meint, Männer* seien gegenüber Frauen*, welche sie als lesbisch erkennen, eher bereit körperliche Gewalt auszuüben. Dani ist ebenfalls der Meinung, homophob motiviertes Street Harassment könne potentiell gewalttätiger werden, als sexistisches.

Ja, ich glaub, dass es zu einer ganz anderen Eskalation führen könnte, dass wenn ich mich selbst eben oute, bevor es zu einem Übergriff oder so kommen könnte, gibt's glaub ich schon ein ganz, ganz anderes Aggressionspotential, also es könnte, find ich, glaub ich, noch mal was anfeuern. Weil das dann, dann hab ich schon irgendwie schon, wie soll ich das sagen, noch einen Layer oder so, der Grund zur Diskriminierung gibt. Dann ist es nicht nur, in Anführungsstrichen Sexismus, nicht nur in Anführungszeichen body shaming, dann ist es auch noch Homophobie, die ins Spiel kommen kann. (Dani 370-375:8)

Margits Erfahrungen mit Street Harassment sind vor allem homophober Art. Am häufigsten erlebt sie Street Harassment, wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs ist und als lesbische queere Frau* sichtbar ist (Margit 85-94:2). Als Beispiel einer Erfahrung von Street Harassment, erzählt sie ein Erlebnis, welches vor wenigen Wochen passiert ist.

[I]ch [bin] mit meiner Freundin* heimgegangen und es war am Ring. Und es war halt irgendwie abends, war schon finster. Und wir haben jetzt gar nicht so uns geküsst oder Händchen gehalten, sondern haben eigentlich eher so, ein bisschen gerauft, wir haben uns halt das Haxel gestellt und ein bisschen blöd herum getan. Also etwas, was nicht, wo ich mir denk, das muss jetzt nicht unbedingt so gelesen werden, dass wir jetzt eine romantisch sexuelle Beziehung miteinander haben, aber wurde es doch. Und wir sind halt so bei den Häusern entlang gegangen und da waren dann halt zwei Typen. Und der eine hat sich halt vor uns aufgebaut und der war riesig und muskulös und es war dann halt rechts von uns die Hausmauer, links von uns der Typ und hinter dem Typen noch sein Kumpel. Es war uns der Weg abgesperrt. Und er hat uns breit angegrinst und ich weiß nicht mehr genau, was er gefragt hat. Ob wir am Weg nach Hause sind oder mitkommen wollen, irgend so was in die Richtung. Und es war halt irgendwie kurz so ein bisschen ein Schockmoment, weil ich mir gedacht hab, okay, Sch...Sollen wir uns mit ihm anlegen, weil wir können grad nicht vorbei. Dann war der aber so groß und doch beängstigend. Und dann hab ich irgendwas geschimpft oder gesagt und dann konnten wir halt doch noch irgendwie bei der Seite durchschlupfen und ich hab ihm dann noch irgendwas nachgerufen. Und es hat mich dann voll geärgert, weil es genau dieses Ding war. Ich hatte grad so Spaß und hab mich da wohl und sicher gefühlt und war eben mit meiner Freundin* und wir waren da halt in unserem Ding drinnen und auf einmal kommt ein Typ und glaubt, er kann da reinkommen. (Margit 152-171:4)

Karin hat bereits einige Male die Erfahrung gemacht, von fremden Menschen nach ihrer sexuellen Orientierung gefragt zu werden, wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs ist. Diese Fragen findet sie unangebracht (Karin 22-29:1).

Verschränkung von Geschlecht und Sexualität

Der Unterschied zwischen Erfahrungen von Sexualisierung, welche sich auf ihre Geschlechtsidentität als Frau* bezieht und jener, welche sich auf ihre sexuelle Orientierung bezieht, ist für Anna, dass sie früher sexualisiert wurde, wenn sie alleine war und jetzt sexualisiert wird, wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs ist (Anna 116-119:3). Als sie früher mehr dem normativen Frauen*bild entsprochen hat, wurde ihr Aussehen sexualisiert, während jetzt ihre sexuelle Orientierung sexualisiert wird, ihr Begehren (Anna 120-126:3). So wird Anna oft von fremden Männern* gefragt, „ob [sie] mitmachen können oder ob sie [Anmerkung: Anna und ihre Freundin*] mitkommen wollen“ (Anna 281-282:6).

Und es ist scheinbar so, dass meine Beziehung nicht wertvoll genug ist oder nicht als komplett genug angesehen wird, dass das so reicht, sondern...Es besteht anscheinend immer die Option sich anzubieten, weil sie mich allein so nicht glücklich machen kann. Und dass es auch legitim ist zu fragen, egal ob tags, nachts, vor anderen Menschen. (Anna 287-290:6)

Anna bestimmt weiter zwei Formen von Harassment. Einerseits Sexualisierung, andererseits Ekel und Hass. Ihrer Erfahrung nach hat sie aufgrund ihrer sexuellen Orientierung mehr Hass zu spüren bekommen, als eine normative heterosexuelle Frau*. Ihr ist aber klar, dass heterosexuelle Frauen*, welche dem normativen Frauen*bild nicht entsprechen, ebenfalls Hass erfahren. Gleichzeitig gibt es laut Anna Überschneidungen, beispielsweise die Sexualisierung, welche sowohl lesbische, als auch heterosexuelle Frauen* potentiell erfahren können (Anna 152-159:4). Auch bei Frauen*, welche als lesbisch erkannt oder gelesen werden, spielt es eine Rolle, inwiefern jene noch das Bild einer normativen Frau* erfüllen.

Also ich kenn ja zum Beispiel ein lesbisches Pärchen, die eine ist blond und hat lange Haare, die andere dunkle lange Haare, so ideale Frauen* könnte man sagen. Also ich glaub, bei ihnen ist der Hass weniger. Bei ihnen, die passen halt irgendwie ins Bild, weil sie sexy sind und deswegen werden sie sexualisiert, arg, aber dass sie angefeindet werden, ich glaub, da spielt auch einfach totaler Sexismus mit rein. Ich mein, ich seh mehr aus wie ein Typ, also kann ich auch so eine harsche Art wie ein Typ verkräften. Und sobald ich wieder in dieses Kindchenschema passe oder in diese extrem weibliche Rolle, da darf man mich halt nicht zu viel halt konfrontieren mit Hass oder mit zu viel zu starken Emotionen. (Anna 165-172:4)

Anna sieht in dieser Ungleichbehandlung wiederum einen zugrunde liegenden Sexismus, auf dessen Basis sie als „burschikosere“ lesbische Frau* mehr angerempelt wird oder „wie ein Mann* behandelt wird“, als „femininere“ lesbische Frauen* (Anna 180-184:4). Ihrer Meinung nach, trauen viele Männer* Frauen* außerdem nicht zu, sich zu wehren (Anna 320-321:7).

Dani wird in der Regel als Hetera gelesen, wenn sie ohne ihre Freundin* im öffentlichen Raum unterwegs ist. Homophobie erfährt sie erst dann, wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs ist und dadurch als lesbische queere Frau* sichtbar wird. Bis zu dem Moment, wo sie sich outet, bleibt ihr Homophobie erspart (Dani 78-79:2). Wenn Dani Homophobie erfährt, dann wird dieses oftmals mit Ekel und Widerlichkeit verbunden (Dani 524:11). Wenn sie alleine ist, erlebt sie häufiger sexistisch motiviertes Street Harassment, während ihre Freundin* häufiger homophob motiviertes Street Harassment erlebt. Wenn die beiden zusammen unterwegs sind, erleben sie im Vergleich zu anderen sehr wenig Street Harassment.

Ist sehr interessant und sehr paradox. Es ist voll die interessante Frage. Mir kam immer vor, dass wenn wir beide zusammen irgendwie waren, also ich hab mich da so sicher drin gefühlt in dem und dass da wirklich niemand was dazu zu sagen hat, dass mir da tatsächlich in den Jahren, in den letzten vier, fünf Jahren, weniger etwas passiert ist als jetzt alleine. Es passiert nicht gar nichts, aber das wurde noch nie so, dass sich jemand vor uns aufgebaut hätte. Klar gibt's Blicke, es gibt Tuschelein, es gibt mal „Lesben“, aber es war so leise, also dieses, wo sich die Leute mehr trauen, hab ich wirklich so mehr alleine erlebt und ich hab auch das Gefühl, dass sie mehr Erlebnisse in diese Richtung, also von Harassment, hatte, wenn sie alleine war. Wir konnten da anscheinend ne relativ stark wirkende Union bilden [...]. Aber es hat sich bei uns tatsächlich nie jemand getraut da...es kann auch sein, dass wir als Heteropaar gelesen werden, dadurch dass ich Femme ausschau und sie Butch. I don't know. (Dani 524-548:11)

Mit früheren Freundinnen* hat Dani ebenfalls oft die Erfahrung gemacht angestarrt zu werden. War ihre Freundin* „femininer“, so kam es, wie auch bei Anna und ihrer Freundin*, immer wieder zur Sexualisierung ihres Begehrens, in Form von Anmachen und Fragen nach einem Dreier (Dani 556-559:11). Später im Gespräch kommt Dani nochmals auf ihre Erfahrungen mit ihrer aktuellen Freundin* zurück und greift das von ihr Gesagte auf.

Es stimmt nicht, dass uns das gar nicht passiert, es gibt Blicke und Tuschelein und die gibt's regelmäßig, oft. Und ich merk auch, wie viel ich da noch immer eine Grenze für mich zieh, zwischen Blick und Tuschelein und so einem, äh, Lesbe, im Vorbeigehn dahin gezischt und einer Konfrontation mit einer Person, die etwas an mich richten will, was loswerden will, die dich halt auch angehn will oder in dem Fall uns. [...] Und da bin ich, glaub ich, grad selber über mich erschrocken, dass das in dem Gespräch nicht eingeflossen ist und ich das als Alltäglichkeit abtue und bei Harassment an so was gar nicht mehr denke. (Dani 565-572:12)

Beate verletzten Erfahrungen von Street Harassment, welche sich auf ihre sexuelle Orientierung beziehen, viel mehr, als Street Harassment, welches sich auf ihre Geschlechtsidentität als Frau* bezieht. Bei sexistisch motiviertem Street Harassment hat sie eine „stärkere Resilienz“ (Beate 77-83:2). Beates Erfahrung nach, kann homophob motiviertes Street Harassment ebenfalls mit Ekel einhergehen.

[I]ch war mit meiner ersten Freundin* zusammen, das war so 2001 würd ich mal sagen. Und wir gehen halt in der Mitte von der Innenstadt am Heldenplatz spazieren und fühlen uns total sicher. Ich hab damals noch keine so arge Erfahrung gemacht bezüglich Homophobie. Und plötzlich hören wir, wäääh, schaut's euch die an, sind die grauslich oder so irgendwas. Also Ekel kommuniziert an uns. Wir waren halt beide, wir haben die Hand losgelassen, der Tag war gelaufen. Uns ist total schlecht gegangen, keine hat darüber geredet, wir haben uns beide halt geniert. Und die Jugendlichen haben sich dann noch, das haben wir mitgekriegt, als wir gegangen sind, gegenseitig beschuldigt lesbisch oder schwul zu sein. (Beate 157-163:3)

Ähnlich wie Anna und Dani hat auch Beate die Erfahrung von Sexualisierung ihres Begehrens gemacht.

Und der Angriffspunkt, aber vielleicht sag ich das jetzt nur, weil's mich betrifft, das ist ja immer das Ding, was gefährlich ist, wenn jetzt eine Frau* mit einem disabled Mann* oder Mann* mit anderer Hautfarbe als ihrem Freund, dass weniger Angriffe kommen, als wenn jetzt zwei Frauen* miteinander unterwegs sind. Weil da kommt noch eine Komponente dazu, nämlich die, ich will diese zwei Frauen* rumkriegen, das Lesen als Sexualobjekt, jetzt gleich zwei Frauen* auf einmal, Dreier, was jetzt im Gehirn herumspukt von manchen Männern*. Das jetzt noch zusätzlich. Und wenn das jetzt nicht klappt, eine Anmache, dann wird übelst runtergemacht. (Beate 485-491:9)

4.1.5.3. Geschlechterperformance

Street Harassment kann sich auch auf die Geschlechterperformance beziehen und je nachdem, wie eine Person wahrgenommen wird, unterschiedliche Formen annehmen. Anna wurde aufgrund ihrer nicht normativen Geschlechterperformance bereits öfters nach ihrem Geschlecht gefragt (Anna 20-22:1). Sie wird außerdem immer wieder als „Bursche oder junger Mann*“ angesprochen. Sie meint weiter, „[j]e nachdem wie man sich gibt, wird man halt auch anders akzeptiert“ (Anna 185-192:4). Anna zu Folge wird „feminineren“ Frauen* oftmals ihr Lesbischsein abgesprochen (Anna 223:5). Gleichzeitig werden „maskulinere“ Frauen* als aggressiver gewertet (Anna 224-230:5), ernster genommen und ihre Grenzen schneller akzeptiert (Anna 246-249:5f). Analog werden „femininere“ Frauen* als weniger bedrohlich gesehen beziehungsweise wird von ihnen auch angenommen, sie könnten sich nicht wehren (Anna 233-234:5).

Margit hat ebenfalls Erfahrungen von Street Harassment gemacht, welches sich auf ihre Geschlechterperformance bezieht, wobei dies nicht sehr häufig passiert. Wie bei Anna äußert sich das unter anderem in der Frage nach ihrem Geschlecht (Margit 95-97:2). Laut Margit bezieht sich diese Art von Street Harassment auch auf ihre Kleidung, welche nicht normativ

weiblich ist (Margit 363-368:8). Bezüglich der Frage, ob Margit denkt, queere Frauen* hätten andere Ängste als Heteras, gibt sie folgende Antwort.

[N]atürlich gibt's viele Ähnlichkeiten, wie zum Beispiel, dass es sexualisiert ist, dass es eine Grenzüberschreitung ist. Aber es sind glaub ich andere Situationen. Aber ich denk mir, dass es wahrscheinlich auch Personen gibt, bei denen...also gut, ich hatte jetzt die Vorstellung von Hetera als eine Person, die so gelesen wird. Aber es gibt auch queere Frauen*, die nicht als queer gelesen werden und dann wahrscheinlich beide Arten von Street Harassment erfahren. (Margit 652-657:13)

4.1.5.4. als dicke Frau*

Manche der Frauen* haben aufgrund ihres Körpers Street Harassment erfahren, da jene nicht dem normativen Körperbild von Frauen* entsprechen. Dani hat beispielsweise Street Harassment aufgrund ihres Dickseins erfahren. Dies hat sie bisher vor allem von anderen Frauen* erlebt.

Wobei es da ganz oft nicht unbedingt in die Homophobierichtung geht, sondern eher in die body politics, dass Frauen* einfach nicht verkraften, wie ich aussehe im Sinne von die finden das unmöglich, dass ich kurze Jeansshorts anhab und das müssen die mir dann auch sagen und dann werde ich auch mal angeschrien. So passiert im ersten Bezirk, vorm Humanic. Das werd ich nie vergessen, die Frau* ist abgegangen mit einem Level von Aggression. Und mich hat das damals so überrascht, das ist ja das Blöde, dass es mich trotzdem, obwohl ich jeden Tag dran denke, noch immer kalt erwischen kann, wenn das so ne emotionale oder ja so eine heftige Reaktion kommt, die sich nur auf mein Aussehen bezieht oder eigentlich nur auf ein Kleidungsstück, das ich nicht tragen darf. Weil ich in dem Fall einfach zu fett bin, hat sie befunden und das ist eine Zumutung für alle. (Dani 184-192:4)

Beate beschreibt ebenfalls Erfahrungen von Street Harassment, welche sich auf ihren Körper beziehen, den sie als dick bezeichnet (Beate 93:2; 109:2).

4.1.6. Bedeutung von Kontexten

Erfahrungen von Street Harassment können nicht nur bezüglich ihrer Formen unterschieden werden, es ist auch von großer Relevanz, die jeweiligen Kontexte mitzubeachten, in welchen Street Harassment erlebt wird. Unterschiedliche Kontexte können zusätzlich beeinflussen, welche Gefühle von Sicherheit, Unsicherheit oder sogar Bedrohung und Angst auftreten. Die Kontexte, welche die Frauen* anführten sind folgende: der Ort, an welchem sie Street Harassment erleben; die Zeit, zu der sie es erleben – also tagsüber oder nachts –; die

Tagesverfassung, in welcher sie sind; ob sie alleine sind oder nicht; die jeweilige Mobilitätsform durch den öffentlichen Raum; ihr Aussehen; ihre Sichtbarkeit als lesbische und queere Frauen* sowie die wahrgenommene körperliche Fitness. Den interviewten Frauen* sind diese Kontexte sowie wie sie sich gegenseitig bedingen, bewusst (Margit 636-638:13; Emma 788-790:14).

4.1.6.1. Ort

Orte, welche als relevante Kontexte angegeben werden, sind vor allem die Straße sowie öffentliche Verkehrsmittel. Außerdem spielt es eine Rolle, wie viele Menschen sich an dem jeweiligen Ort aufhalten, ob etwa keine anderen Menschen anwesend sind oder – im anderen Extrem – sehr viele. Anna hat vor allen in öffentlichen Verkehrsmitteln viele unangenehme Erfahrungen gemacht, sowohl in Bezug auf ihre Geschlechtsidentität als Frau*, als auch bezüglich ihrer sexuellen Orientierung (Anna 36-37:1). Für Anna ist es außerdem relevant, in welchem Bezirk sie sich aufhält. In manchen Bezirken fühlt sie sich sicherer, als in anderen (Anna 11-17:1).

Dani erlebt den öffentlichen Raum je nach Bezirk ebenfalls unterschiedlich (Dani 5:1).

[E]s gibt einfach Orte in Wien, die... Die Orte in Wien unterscheiden sich, aber dann gerade bei Street Harassment oder so gleichzeitig auch wieder nicht. Weil es ist mir jetzt in jedem Bezirk auch schon passiert. Ich hab in sieben unterschiedlichen Bezirken gewohnt, seit ich in Wien bin und kann jetzt nicht sagen, dass der 1. besser wär oder weniger passiert, als im 17., wo ich gewohnt hab oder im 5., wo ich gewohnt hab. (Dani 13-16:1)

Es macht auch einen Unterschied, wie viele Menschen an einem Ort anwesend sind. Während viele Menschen für manche der Frauen* das Gefühl von Sicherheit erhöhen, ist für andere genau das Gegenteil der Fall. Beate zum Beispiel ist an Orten, wo viele Menschen anwesend sind, nicht gerne sichtbar, da sie den Überblick verliert und befürchtet, nicht mehr gut genug auf potentiell auftretendes Street Harassment reagieren zu können (Beate 6-11:1).

Für Margit kommt es ebenfalls darauf an, wo sie ist und wie lange sie sich dort aufhält. Je nachdem erlebt sie öffentliche Raum sehr unterschiedlich (Margit 6-7:1).

Emma und Karin wohnen im 5. Bezirk. Emma fühlt sich nachts im 5. Bezirk sicher, da dieser ihrer Meinung nach ein „Schwulenbezirk“ ist und „alle Männer* auf der Straße schwul“ sind (Emma 62-63:2). Gleichzeitig nimmt sie manche Bezirke in Wien sicherer wahr, als andere (Emma 72-74:2). Karin fühlt sich im 5. Bezirk nur am Naschmarkt unwohl.

Im 5. fühl ich mich eigentlich nur mulmig auf dem Naschmarkt, wenn der geschlossen ist, weil der hat irgendwie so eine bedrohliche Ausstrahlung, warum auch immer. Aber da ist mir auch noch nichts passiert. Aber den versuch ich zu vermeiden, abends. (Karin 103-105:2)

Sowohl Karin als auch Emma sprechen außerdem etwas an, was im Weitesten als Ambivalenz von Ort und Menschen bezeichnet werden kann. Karin hat eine Zeit lang im 16. Bezirk gewohnt, am Brunnenmarkt. Sie hat oft zu hören bekommen, sie müsse dort aufpassen und dass es sei „ein schreckliches Eck“ – hat aber gegenteilige Erfahrungen gemacht. Sie meinte, im 16. hat sie, „aus abstrusen Gründen“, die bisher besten Erfahrungen in Wien gemacht (Karin 96-103:2). Emma thematisiert diese Ambivalenz ebenfalls, mit Bezug auf das Museumsquartier.

Museumsquartier find ich halt ganz schrecklich, weil da hat man das Gefühl, man sitzt zwischen lauter jungen Freigeistern und alles ist so kreativ, wir haben uns alle lieb. Und überall wird gekiff't. Aber da wird ganz genau geschaut und das versteh ich nicht. Also so im Freien wüsste ich jetzt keinen Ort, wo ich gerne hinginge, beim Museumsquartier. Grundsätzlich hab ich immer gesagt, ich mag das Museumsquartier nicht, mit dem ganzen Wein und da kann man sich hinsetzen den ganzen Abend, super cool. Hab ich gesagt, nein, das ist ein Schiß, das ist überhaupt nicht schön und überhaupt nicht gemütlich. Aber warum ist es nicht gemütlich? Da wird man schon auch angegriffen. Auch dieses, ah, seid ihr lesbisch? Dann vorbeigehn, fünf Meter weiter weg hinsetzen, weiter pöbeln, blöd reden, das ist ja auch schon total unangenehm. Dann wieder unauffällig vorbeigehen und sich von der anderen Seite dann drei Meter entfernt hinsetzen. Also ich weiß nicht und das an einem Ort, der eigentlich so für mich was anderes aussagt. (Emma 255-288:5)

Für Karin sind Bibliotheken die Orte, in welchen sie die bisher schlimmsten Erfahrungen in Wien gemacht hat (Karin 163:3). Obwohl sie eingangs gemeint hat, sie fühle sich im öffentlichen Raum recht sicher, gibt es doch Orte im öffentlichen Raum, wo sie sich unwohl fühlt (Karin 290-293:5). Karin erzählt auch von einem kleinen Park, welcher sehr versteckt liegt und welchen sie dadurch als sicherer empfindet. Dort ist es als Frau* möglich, ungestört in einem Bikini zu liegen. Diesen Park haben laut Karin „schon viele Frauen* für sich entdeckt“ (Karin 290-293:5). Für Emmas Sicherheitsgefühl ist es relevant, wie viele Menschen an einem Ort sind, vor allem bezüglich ihrer Sichtbarkeit als lesbische Frau*.

Ich sag mal öffentlicher Raum so, wenn genug Leute rundherum sind, dann fühl ich mich schon fast sicherer, ja, als wenn da jetzt zum Beispiel nur eine Gruppe da ist. Weil man dann halt doch nicht weiß. Ob irgendwas, ich glaub ich bin da schon fast, naja feig, aber ich würd jetzt keine Konfrontation oder so wollen, wenn kein anderer da ist. Weil ich denk mir, aus ner großen Masse ist Wien in Ordnung, wenn man nicht an ganz falsche Orte geht. (Emma 302-306:6)

4.1.6.2. Zeit

Zeit ist ein relevanter Kontext in Bezug auf Street Harassment. So macht es etwa einen großen Unterschied, ob es tags ist oder nachts. Alle sechs interviewten Frauen* fühlen sich nachts in Wien weniger sicher, als tagsüber (zB Anna 31-34:1). Auch Dani erlebt den öffentlichen Raum je nach Tageszeit unterschiedlich (Dani 5:1). Aufgrund ihrer Arbeitszeiten ist sie oft abends oder nachts unterwegs. Je nach Tageszeit, erfährt sie von unterschiedlichen Menschen Harassment.

Ich find's ganz spannend, dass es ja auch so eine wahnsinnige Variation darin gibt, wer das macht. Nachts klar, da sind's eher Männer*, weil ich find der Raum nachts ist eher männlich definiert. Tagsüber passiert mir das halt auch mit Frauen* so. (Dani 182-184:4)

Für sie ist die Straße nachts „kein Ort zum Abhängen“ (Dani 32-34:1). Beate beschreibt ebenfalls vor allem nachts sowie abends Gefühle von Unsicherheit. Besonders betont sie Samstag nachts, „wenn die Jugendlichen unterwegs sind“ (Beate 26-27:1).

Also zum Beispiel am Vormittag in der U-Bahn hab ich kein Problem, dass die Leute uns als Pärchen wahrnehmen, aber am Abend mit den betrunkenen Jugendlichen und so weiter, das ist dann schon eher problematisch, da dann weniger. Ich will dann die Konflikte vermeiden, weil mir geht's dann halt leider schlecht. (Beate 48-51:1)

Auch Margit führt Tageszeit als relevanten Kontext an (Margit 14-15:1), welcher mit beeinflusst, wie sie sich im öffentlichen Raum fühlt. Nachts ist sie nicht viel unterwegs, wenn sie fortgeht, tut sie dies oft mit ihrer Freundin*. Gerade das sind jene Kontexte, in welchen die Wahrscheinlichkeit Street Harassment zu erleben, für sie am höchsten ist (Margit 519-523:11).

4.1.6.3. Tagesverfassung

Für viele der Frauen* hat ihre jeweilige Tagesverfassung einen großen Einfluss auf ihren Umgang mit Street Harassment und ihrer (Un-)Sichtbarkeit als lesbische und queere Frau*. An manchen Tagen denkt Anna, „jetzt bekämpf ich die Welt und ich werde Homophobie jetzt

rausstreichen, weil sie sich an meinen Anblick gewöhnen, Punkt“. An anderen Tagen möchte sie nur ihre Ruhe haben (Anna 515-519:11). Wenn sie in einer guten Verfassung ist, dann entscheidet sie sich auch eher dazu sichtbar zu sein und zu zeigen, dass sie nicht normativ ist (Anna 562-567:12).

Dani führt ihre jeweilige Tagesverfassung ebenfalls als einen relevanten Faktor im Kontext von Street Harassment an. Je nachdem, in welcher Verfassung sie ist, fühlt sie sich sicherer oder unsicherer (Dani 32-34:1). Wie auch bei Anna hängt ihre Entscheidung (un-)sichtbar zu sein damit zusammen, wie es ihr geht.

Also und es variiert auch wirklich sehr. Ich hab halt einfach Tage, da will ich unsichtbar sein und Tage, da will ich out und proud sein, um es mal in einem ganz krassen Gegenbeispiel zu nennen. Und dann gibt's halt auch alles dazwischen. (Dani:360-362:8)

Beate führt die Relevanz ihrer Tagesverfassung ebenfalls im Zusammenhang mit Sichtbarkeit an. Sie muss einen wirklich guten Tag haben, um mit ihrer Freundin* zusammen als Lesbe sichtbar zu sein, wenn sie an einem Ort ist, an welchem viele Menschen unterwegs sind (Beate 6-11:1).

4.1.6.4. Allein/nicht allein

Was sich durch die Interviews durchgezogen hat, ist der Zusammenhang zwischen Gefühlen der (Un-)Sicherheit und dem Bewegen durch den öffentlichen Raum, darauf bezogen, ob die Frauen* alleine oder mit anderen Menschen unterwegs sind. Die Frauen* beschreiben hier eine Ambivalenz. Einige der befragten Frauen* erleben weniger Street Harassment, wenn sie alleine sind, als wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs sind und fühlen sich deswegen alleine sicherer. Gleichzeitig kann dadurch, dass sie nicht alleine unterwegs sind, aber wiederum ein Gefühl der Sicherheit entstehen. Das gleiche gilt auch, wenn sie mit einer oder mehreren befreundeten queeren Personen unterwegs sind.

Anna fühlt sich sicherer, wenn jemand anders bei ihr ist, während sie sich unsicherer fühlt, wenn sie alleine unterwegs ist (Anna 39-40:1). So hat sie beispielsweise keine Angst, wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs ist, welche jahrelang Krav Maga gelernt hat (Anna 476-479:10). Anna fühlt sich außerdem sicherer, wenn sie mit einer Gruppe anderer queerer Menschen unterwegs ist.

Wenn ich mit mehreren queeren Personen unterwegs bin, ist die Möglichkeit, dass wir negativ angemacht werden, niedriger. Ist meine Wahrnehmung. Also wenn ich jetzt mit einer Gruppe von zehn Lesben unterwegs bin, so richtig hoarten, dann hab ich das Gefühl, ja, wir werden angestarrt und ja, wir sind ein anderer Teil dieser Gesellschaft. Aber dass wir da unangenehm angemacht werden, das ist mir noch nie passiert. Weil das dann halt die Masse ist wieder. (Anna 667-671:14)

Für Anna bedeutet der Aufenthalt im öffentlichen Raum mit mehreren anderen queeren Menschen also ein Gefühl von Stärke und Präsenz (Anna 680-681:14).

Dani fühlt sich ebenfalls sicherer, wenn sie nicht alleine im öffentlichen Raum ist (Dani 32:1). Dabei beschreibt sie nicht nur ein Gefühl von Sicherheit, sondern darüber hinaus ein Gefühl der Solidarität. Sobald sie zu zweit oder in einer größeren Gruppe sind, können sie sich wehren. Dieses Wissen gibt Dani Kraft (Dani: 166-167:4). Dabei ist dieses Gefühl von Sicherheit und Solidarität vor allem dann vorhanden, wenn Dani mit anderen queeren Menschen unterwegs ist.

[I]ch hab nur so ganz wenige heterosexuelle Freundinnen* und Freunde* mehr und ich hab meistens das Gefühl, wenn ich mit jetzt an meine Ex-Freundin* denk oder so mein bester Freund*, der halt ein schwuler Mann* ist, dann weiß ich, die haben ähnliche Erfahrungen gemacht und die würden immer in dem Moment zu mir halten oder wir würden uns gegenseitig helfen, verteidigen. Und das weiß ich und das gibt mir ein Gefühl von Sicherheit. (Dani: 171-175:4)

Beate hingegen fühlt sich mit einer größeren Gruppe anderer Queers nicht sicher.

[I]ch fühl mich aber wohl unsicher, selbst wenn ich in einer größeren Gruppe zum Beispiel Fußball Ballerinas Umkreis [Anmerkung: eine Fußballgruppe], die auch diesen Schwerpunkt abdecken, wo viele selbst lesbisch sind oder bisexuell oder transgender oder sich trans definieren und wir sind gemeinsam in der U-Bahn unterwegs, fühl ich mich auch schon unsicher, weil doch die Außenwirkung schon da ist und die werden dann wahrgenommen als anders. (Beate 17-21:1)

Beate fühlt sich sicherer, wenn sie alleine unterwegs ist, da das die Wahrscheinlichkeit reduziert, Street Harassment zu erleben (Beate 36-37:1). Wenn sie Street Harassment erlebt während sie mit anderen unterwegs ist, hat sie außerdem Angst, dass die anderen Anwesenden das Gleiche über sie denken könnten, wie der Harasser. Diese Befürchtung führt sie auf Erfahrungen aus ihrer Vergangenheit zurück, in welcher es vor allem ihr nahe stehende Personen waren, welche sie „runtergemacht“ haben (Beate 678-682:12).

Margit fühlt sich inzwischen nachts meistens alleine sicherer, als wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs ist. Dieser Unterschied ist ihr erst vor einiger Zeit bewusst geworden (Margit 328-332:7). Diese Wahrnehmung von (Un-)Sicherheit in Abhängigkeit davon, ob

Margit alleine unterwegs ist oder mit ihrer Freundin*, bezieht sie auf konkrete Erfahrungen von Street Harassment.

Ja und es halt schon auch so dadurch, dass man halt die Erfahrung gemacht hat, dass wenn man dann halt zu zweit nachts unterwegs ist, dass es schon auch, also nicht immer, aber manchmal auch so in meinem Kopf drinnen ist, okay, jetzt muss ich aufpassen und dann halt nicht mehr so entspannt bin, wie ich es dann vielleicht in anderen Situationen bin. (Margit 342-345:7)

Später geht Margit nochmals auf diese Aussage ein.

Was ich bis jetzt vergessen hab, man ist ja trotzdem auch zu zweit. Was ein gutes Gefühl macht auf eine gewisse Weise, was ich nicht ganz vergessen darf. Das ist halt schon so ein, okay, wir sind zu zweit und was auch immer passiert, wir können aufeinander aufpassen, obwohl es ganz klar ist, dass die Wahrscheinlichkeit rasant steigt, wenn wir halt zu zweit unterwegs sind. (Margit 994-998:20)

Margit verlässt sich auf ihre Freundin*, was ihr Sicherheitsgefühl wiederum erhöht (Margit 1002-1004:20). In größeren Gruppen von queeren Menschen fühlt sie sich aufgrund der Gruppengröße sicherer (Margit 1010-1015:20f). Margit ist klar, dass in einer heterosexuellen Beziehung die Anwesenheit des männlichen* Freundes* ein Schutz sein kann, während das in queeren Beziehungen nicht der Fall ist (Margit 648-652:13).

Karin und Emma sprechen die Relevanz des Kontexts alleine beziehungsweise nicht alleine ebenfalls an. Nicht alleine zu sein, sehen sie als eine Möglichkeit, um Street Harassment vorzugreifen oder wenn es so weit kommen sollte, mehr Widerstand zu leisten (Karin und Emma: 857-870:15).

4.1.6.5. Mobilität

Die meisten der interviewten Frauen* bewegen sich vor allem zu Fuß und mit dem Fahrrad durch den öffentlichen Raum. Die Art, wie sie sich durch den öffentlichen Raum bewegen, beeinflusst ihrer Erfahrung nach Street Harassment beziehungsweise darüber hinaus Gefühle von (Un-)Sicherheit. So ist es beispielsweise in öffentlichen Verkehrsmitteln oft nicht so schnell möglich, den Raum zu verlassen oder eine Konfrontation zu vermeiden, als dies auf der Straße der Fall ist. Dani fährt öfters mit dem Fahrrad und erzählt, welche Formen von Street Harassment sie erlebt hat.

Ich hab am Anfang, als ich 2006 nach Wien gezogen bin, bin ich eigentlich ausschließlich mit dem Fahrrad gefahren. Und hab da eigentlich jetzt nicht meine das was ich anziehe

angepasst, ist ja immer die Frage. Und ich hab auf meinem Weg zur Uni damals, den ich jeden Tag mit dem Fahrrad gefahren bin, im Sommer zum Beispiel, wenn ich kurze Sachen anhatte mindestens zwei Zurufe aus fahrenden Autos bekommen, auf jeder Strecke. Manche haben auch schon versucht raus zu...es wird schon auch mal gegrabscht, im Vorbeigehen, wenn man irgendwo steht. Aber meistens sind die Autofahrer die, die sitzen halt in der größeren Maschine und können auch schneller weg. Das ergibt sich direkt, das Machtgefälle auch und das war zweimal pro Weg im Sommer mit kurzen Sachen an. (Dani 83-90:2)

Diese kontinuierlichen Erfahrungen von Street Harassment können zu einer Änderung der gewählten Mobilitätsform im öffentlichen Raum führen. Nach einiger Zeit, ist Dani auf öffentliche Verkehrsmittel umgestiegen, da sie das Harassment nicht mehr ertragen konnte (Dani 94-95:2). Danis Ex-Freundin* fährt ebenfalls oft mit dem Fahrrad, aber während Dani als Femme bestimmte Erfahrungen mit Street Harassment macht, macht ihre Ex-Freundin* als „maskulinere“ Frau* andere.

Es ist so identitätsabhängig auch, im Sinne von wie du aussiehst. Meine ExFreundin*, da geht es in eine ganz andere Richtung, die fährt ausschließlich Fahrrad und die wird dann halt an der Fahrradampel angelabert, während sie steht. Also sie ist halt, ich mein, ich will jetzt nicht ihre Identität irgendwie bezeichnen, aber sie ist halt eine maskulin, androgyn aussehende Frau* und diese Fragen von...bist du ein Junge oder ein Mädchen, diese Sachen werden dann einfach auf der Fahrradampel gestellt. Und Blicke bekommt sie schon vorher mit und dann gibt's einfach die Personen, die direkt bei der nächsten Stoppmöglichkeit mal rüber fragen, also so. (Dani 126-131:3)

Beate bewegt sich vor allem mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, dem Rad und dem Auto durch Wien. Je nachdem, wie sie sich durch den öffentlichen Raum bewegt, macht auch sie unterschiedliche Erfahrungen. Fährt sie mit dem Auto, fühlt sie sich geschützter. Das Harassment, welches sie hier erfährt ist vor allem sexistisch motiviert und bezieht sich auf Stereotype von Frauen* am Steuer. Sie hat auch Erfahrungen von Harassment auf dem Fahrrad gemacht (Beate 104-108:2). Beates Sicherheitsgefühl steigt mit der jeweiligen Schnelligkeit des Verkehrsmittels, mit welchem sie unterwegs ist (Beate 118-119:3).

Margit bewegt sich vor allem mit den öffentlichen Verkehrsmitteln und zu Fuß durch den öffentlichen Raum (Margit 101:2). Mit dem Fahrrad ist sie kaum unterwegs, deswegen hat sie diesbezüglich auch keine Erfahrungen. Sie beschreibt allerdings den möglichen Kontext von öffentlichen Verkehrsmitteln und Street Harassment.

Ich weiß nicht, in den Öffis, hm...ja es sind doch einfach andere Situationen. Weil in den Öffis ist man länger, da sitzt man wo, ist es oft halt auch, gibt es andere Möglichkeiten, weil man da nicht einfach aneinander vorbeigeht und einen Blick bekommt oder einen Kommentar, sondern sich auch jemand weiß ich nicht, zu einem hinsetzen könnte, und man da halt in andere Situationen kommen könnte. Die meisten Sachen, die mir

passieren, sind halt, wenn ich zu Fuß unterwegs bin irgendwo. Wobei Öffis auch, aber seltener. (Margit 107-117:3)

4.1.6.6. Aussehen

Je nachdem, wie sie aussehen, machen die Frauen* unterschiedliche Erfahrungen von Street Harassment und werden anders behandelt. Dieser Punkt hat große Überschneidungen mit dem Kapitel 4.1.4.3. Geschlechterperformance, ist hier aber trotzdem nochmals explizit angeführt, da das Aussehen ein wichtiger Kontext in Bezug auf Street Harassment darstellt. So haben die Formen von Street Harassment, welche Dani erlebt, sehr viel mit ihrem Äußeren zu tun, wie sie aussieht und was sie trägt (Dani 27:1). Dies ist bei Anna ebenfalls der Fall. Margit erfährt auch hin und wieder aufgrund ihres Äußeren Street Harassment (Margit 95-97:2). Ihrer Meinung nach, beeinflusst Aussehen, genauso wie die Tatsache mit wem man unterwegs ist, welche Formen von Street Harassment erlebt werden (Margit 658-659:13).

Auch die Körpergröße kann eine Rolle spielen. Emma ist recht groß, ihre Körpergröße wirkt für manche abschreckend. In weiterer Konsequenz „traun“ sich jene nicht viel (Emma 146:3). Karin macht sich keine bewussten Gedanken um ihr Aussehen und was sie in ihrem Alltag trägt (Karin 808-809:14). Emma hingegen tut dies schon.

Die einzigen Gedanken, die ich mir schon mache, sind ausschnittstechnisch. Will ich oder will ich nicht. Das ist schon was. Okay, was möchte ich den Tag über machen? Will ich oder wird das überhaupt bemerkt werden? Kann das Auswirkungen auf irgendwas haben? Da muss man schon...aber da kann ich mich schon ärgern, wenn ich dann falsch angezogen bin. (Emma 819-822:14)

4.1.6.7. Körperliche Fitness und Stärke

Ein ebenfalls genannter Kontext ist die subjektiv wahrgenommene körperliche Fitness beziehungsweise Stärke. Diese ist insofern relevant, da manche der Frauen* das Gefühl haben, sich nicht körperlich wehren zu können – was wiederum zu Gefühlen der Unsicherheit oder Angst führt. Anna zu Folge ist es egal, wie viel sie trainiert. Sie wird nie stark genug sein, um sich körperlich richtig zu wehren (Anna 357-360:8). Ihre Freundin* hingegen trainiert seit zehn Jahren Krav Maga und hat deswegen keine Angst vor Street Harassment. Im Gegensatz zu ihr selbst, traut sich jene zu, sich körperlich wehren zu können (Anna 364-365:8).

Dani wiederum spricht einen anderen Aspekt körperlicher Fitness beziehungsweise Stärke an. Sie nimmt nicht jeden Mann* als bedrohlich oder überlegen wahr. Dieses Gefühl der Bedrohung tritt nicht auf, wenn sie denkt, dem Harasser körperlich überlegen zu sein (Dani 199-200:4).

4.1.6.8. Sichtbarkeit

Den Frauen* ist klar, wenn sie ihr Begehren sichtbar im öffentlichen Raum ausdrücken – beispielsweise durch Händchen halten oder einen Kuss – steigt die Wahrscheinlichkeit, Street Harassment zu erleben. Gleichzeitig muss das auch nicht der Fall sein, wenn etwa zwei Frauen* als beste Freundinnen* oder Ähnliches gelesen werden. Für manche der Frauen* ist Sichtbarkeit nur mit einer zweiten Frau*, möglich, da sie alleine als Heteras gelesen werden. Das ist zum Beispiel bei Dani der Fall.

So wie ich aussehe, heißt, meine Identität nicht immer gleich als lesbisch gelesen wird, sondern als hetero. Das heißt, ich müsste mich vorher outen, damit jetzt Leute mich überhaupt als Femme lesen. Meistens werde ich als Heterofrau gelesen, schätze ich, auf der Straße jetzt. (Dani 75-77: 2)

Die meisten Erfahrungen von Street Harassment, welche Dani gemacht hat, sind entweder sexistisch motiviert oder beziehen sich auf ihr „Fettsein“ (Dani 337-338:7). Auch Beate ist, wenn sie alleine im öffentlichen Raum unterwegs ist, nicht als lesbisch identifizierbar, homophobes Street Harassment erlebt sie also nicht, solange sie alleine unterwegs ist. Beate hat nach eigener Angabe ein gutes „passing als heterosexuelle Frau*“, alleine passiert ihr kaum etwas (Beate 504-515:9). Margit erlebt ebenfalls dann am häufigsten Street Harassment, wenn sie mit ihrer Freundin* im öffentlichen Raum ist (Margit 92-93:2). Margit wird, anders als Dani und Beate, teilweise als lesbisch gelesen. Ihrer Erfahrung nach hängt dies vor allem mit ihrer Haarlänge zusammen und mit der Kleidung, welche sie trägt (Margit 501-504:10). Margit thematisiert darüber hinaus auch Grenzen von Sichtbarkeit.

Und die Frage, wie's jetzt wahrgenommen wird, ist jetzt eine andere. Wenn zwei Frauen* Händchen haltend auf der Straße gehen, muss das nicht als lesbisch gelesen werden, sondern kann auch freundschaftlich gelesen werden, das ist dann wieder die andere Seite. (Margit 891-894:18)

Margit zu Folge wird ihre Sichtbarkeit potentiell reduziert, wenn sie mit einer Gruppe von Heteras unterwegs ist (Margit 1008-1010:20). Je nachdem, mit wem sie unterwegs ist, wird

ihre Sichtbarkeit beeinflusst (Margit 985-988:20). Auch Karin hat ein Bewusstsein darum, dass, wenn sie mit ihrer Freundin* Zärtlichkeiten austauscht, das zu Street Harassment führen kann (Karin 24-25:1). Wie auch Karin wird Emma ebenfalls als Hetera gelesen, wenn sie alleine unterwegs ist.

Wobei ich sagen muss, ich schaff's grundsätzlich nicht, dass mich jemand für lesbisch hält. Allein. Ich kann wirklich anziehend was ich will, ja, ich kann mir vielleicht die Haare abschneiden. Grundsätzlich, da kommen die Leute nicht drauf. (Emma 811-813:14)

4.1.7. Wechselwirkungen von Wahrnehmungen von Street Harassment und Umgang damit

Die Frauen* haben ein unterschiedlich stark ausgeprägtes Bewusstsein von Street Harassment. Anna denkt beispielsweise bereits dann an Street Harassment, wenn sie vor ihrem Schrank steht.

Wenn ich vor dem Schrank stehe, überleg ich's mir. Was für ein Outfit was für potentielle Arten von Harassment hervorrufen kann. Ob ich jetzt ne Baggy Jeans anziehen kann oder ob ich einen kurzen Rock anziehe, überleg ich mir. Weil es halt zwei verschiedene Arten von Harassment hervorrufen kann. Bevor ich rausgeh aus dem Haus überleg ich mir schon, was zieh ich an. Das Gleiche ist halt, ich überleg mir soll ich schminken oder nicht, oft davon abhängig, ob ich auffallen will oder nicht. Positiv oder negativ. Oder ob ich einfach irritieren will. Zu Hause denk ich da schon oft drüber nach. Und auf der Straße, je nachdem ob ich mit meiner Partnerin* halt zusammen bin, mach ich mir keine Sorgen, grundsätzlich, weil ich die Verantwortung halt viel bei ihr abgebe, weil sie halt sehr stark ist und ich halt was weiß, dass sie in vielen Situationen halt damit umgehen kann. Wenn ich allein bin, also nachts mach ich mir schon viele...also mein Nachhauseweg ist halt geprägt davon, dass ich mir halt überleg, ob grad irgendwo wer steht. Das schon. (Anna 470-480:10)

Für Anna ist ihre sexuelle Orientierung gedanklich immer präsent, während dies bei heterosexuellen Menschen nicht der Fall ist (Anna 542-547:11). Sie ist sich auch immer bewusst, als lesbische und queere Frau* Aufmerksamkeit zu erregen, was zu Street Harassment führen kann (Anna 549-550:11). Insofern ist Sichtbarkeit als lesbische queere Frau* etwas, das Anna bewusst tut. Wenn sie ihre Freundin* küsst oder ihre Hand hält, ist dies eine bewusste Entscheidung, immer mit dem Wissen, dass dies zu Street Harassment führen kann (Anna: 607-612:13).

Dani weiß, je nachdem, wie sie sich gibt und was sie trägt, kann sie mit bestimmten Formen von Street Harassment rechnen.

Ich identifizier mich so als Femme und da weiß ich, dass wenn ich ab ner bestimmten Uhrzeit bestimmte Dinge anhab, mit bestimmten Kommentaren, Anmachen, Beschimpfungen rechnen muss. Oder sollte. Also es könnte kommen, ich hab das eigentlich immer im Kopf. (Dani: 28-31:1)

Dani denkt täglich an Street Harassment, sobald sie bei der Tür rausgeht. Die einzigen Ausnahmen sind, wenn sie nicht alleine unterwegs ist und wenn sie Kleidung trägt, welche sie als nicht besonders auffällig einschätzt. Trägt sie jedoch Kleidung, welche beispielsweise ihre Beine nicht bedeckt, denkt sie ständig daran (Dani 150-162:3f). Dani gibt dementsprechend an, oft über Kleidung nachzudenken und darüber, wie sie aussieht und wie sie von anderen gelesen wird.

Beate ist Street Harassment nicht notwendig bewusst. Sie hat erst wieder angefangen, darüber nachzudenken, als sie die Mail zur Teilnahme an dieser Studie gelesen hat.

Ich würd sagen, das ist nicht sonderlich bewusst, das ist schon so eingespielt, zum Beispiel jetzt mit den Öffis mit meiner Freundin*, dass ich halt denk, wie könnten die Leute reagieren, dass ich mich umschaue, wer sitzt drinnen und je nachdem mein Verhalten ein bisschen anpasse und mir auch gleichzeitig überleg, wenn ich jetzt so einen Tag hab, wo ich denke, ich kann das jetzt aushalten, wenn die Kommentare kommen, was ich dann sag. Oder wie ich reagiere. (Beate 129-134:3)

Beate spricht außerdem an, wie wichtig es ihr ist, nicht als Mann* oder männlich* gelesen zu werden, weil sie Angst vor „diesen Sager[n]“ hat. So schneidet sie sich nie ihre Haare kurz (Beate 302-303:6) oder vermeidet es Kleidung zu tragen, welche männlich* konnotiert ist (Beate 438-441:8). Momentan fühlt sie sich durch ihr Äußeres geschützt, was ihr sehr wichtig ist (Beate 304-305:6).

Margit denkt ebenfalls in der Regel nicht über Street Harassment nach, wenn sie im öffentlichen Raum ist (Margit 15-18:1). In letzter Zeit allerdings ist das Thema für Margit präsenter, weil ihre Wahrnehmung sich verändert hat.

Ich glaub so in meiner Freizeit, wenn ich jetzt mit mir allein bin, eher halt, wenn halt Ereignisse passiert sind, über die ich spreche oder nachdenk oder eben, wenn ich in Situationen komm, wo ich mir denk, hm, da könnte jetzt was passieren, weil es finster ist, wenig Leute sind oder so irgendwas. Es ist schon etwas, das mich beschäftigt, aber es ist nicht so präsent, dass ich jetzt sage, okay, es belastet mich jetzt, weil ich so oft drüber nachdenke oder so. (Margit 122-128:3)

Margit spricht außerdem unabhängig von konkreten Anlässen mit Freundinnen* über Street Harassment und tauscht sich aus. Dabei ist für sie vor allem interessant zu sehen, welche

unterschiedlichen Wahrnehmungen von Street Harassment es gibt und wie sich das bei anderen Menschen entwickelt (Margit 143-147:3). Über ihr Äußeres und ihre Kleidung macht sie sich nicht wirklich Gedanken. Ihren alltäglichen Kleidungsstil nimmt sie als sehr unauffällig wahr (Margit 561-568:12). Mit ihrem derzeitigen Kleidungsstil, wird sie darüber hinaus seltener als Lesbe gelesen, als dies früher der Fall war (Margit 576-580:12).

Emma und Karin wissen beide um das mögliche Auftreten von Street Harassment (Emma und Karin: 328-333:6). Karin findet findet dies nicht per se schlecht, da sie es wichtig findet, im öffentlichen Raum bestimmte Grenzen einzuhalten.

Karin: Ich denk mir immer bis zu einem gewissen Grad ist es natürlich auch gesund, weil es hält einen auch davon ab sich auch selbst ungebührlich, also selbst Grenzen zu überschreiten, bis zu einem gewissen Grad. Manchmal seh ich auch selber Sachen auf der Straße, wo ich mir denk, Leute, das muss jetzt nicht sein, eben in einem öffentlichen Raum. Ich würd sie deswegen nicht anpöbeln, nicht mal ansprechen wahrscheinlich, wo ich aber sag, das belästigt einfach schnell mal andere Personen. Öffentlicher Raum ist immer ein Raum, der im Miteinander funktionieren muss, und das sollte ja dann in beide Richtungen sein [...]. Ich find jetzt nicht, dass ich eben die Erlaubnis brauche, dir überall die Zunge in den Hals zu stecken, egal wo ich geh und steh. Das find ich ist nicht nötig. Aber es sollte schon überall so sein, dass ich deine Hand nehmen darf.

Emma: Aber an einem Ort, wo andere es tun, will ich nicht deswegen komisch angeschaut werden. (Karin und Emma 333-344:6)

Karin hat ein Gefühl dafür, was sie wo tun kann und was nicht. Als Beispiel nennt sie das Stadionbad, welches sie zwar sehr gerne hat, wo sie „aber trotzdem viele Dinge vermeiden“ würde (Karin 317-318:6). Karin widerstrebt es außerdem, sich viele Gedanken über das Thema zu machen, da sie darin eine Gefahr sieht sich in eine Angst hineinzusteigern.

Aber eigentlich, ein bisschen widerstrebt es mir einfach, mir viele Gedanken machen zu müssen, weil so sollte es nicht sein. Natürlich versuch ich mich bewusst nicht in solche Situation zu bringen, wo ich das Gefühl hab, ich kann das nicht kontrollieren oder so. Aber ich will mir nicht Tag und Nacht Gedanken machen. Das ist eben das, was ich vorher schon gesagt hab, momentan gibt's von den Medien so ein unglaublich schlechtes Menschenbild, aber es gibt auch andere Beispiele, und in meinem Bekanntenkreis gibt's so viele positive Beispiele für gute Menschen oder Männer*, die sich richtig verhalten und Frauen* respektvoll behandeln. Und dass nicht jeder Mann* ein Vergewaltiger ist, ein potentieller. Manchmal, da hat man Tage, da hat man das Gefühl, auch weil man so viele schreckliche Dinge gelesen und gehört hat, dass man sich auch in eine Angst hineinsteigert, die teilweise unbegründet ist, das denk ich auch. Und es gibt natürlich bestimmte Sachen, wo man weiß, ja, bestimmte Maßnahmen, die man trifft, wenn man das Gefühl hat, das fühlt sich komisch an, aber man sollte nicht die ganze Zeit damit rechnen müssen, dass was passiert. (Karin 941-951:16)

Emma wiederum denkt öfters an Street Harassment. Wenn sie im öffentlichen Raum unterwegs ist, denkt sie immer wieder daran Karin oder jemand anders anzurufen, sollte etwas passieren (Emma 936-939:16).

4.2. Gefühle und Körper(lichkeit) in Bezug auf Street Harassment

Neben einer Darstellung von konkreten Erfahrungen von Street Harassment und den Kontexten, welche für die interviewten Frauen* relevant sind, soll im Folgenden näher darauf eingegangen werden, welche emotionalen und körperlichen Konsequenzen Street Harassment haben kann – sowohl kurzfristig, als auch längerfristig. Dabei werden folgende Kontexte beleuchtet: potentielle Betroffenheit von Street Harassment; emotionale und körperliche Konsequenzen in und nach der konkreten Situation von Street Harassment; Konsequenzen von Street Harassment auf romantische Beziehungen; (Selbst-)Objektifizierung sowie allgemeine längerfristige Konsequenzen von Street Harassment, welche die befragten Frauen* angeben.

4.2.1. Potentielle Betroffenheit

Das Wissen um die Möglichkeit des potentiellen Auftretens von Street Harassment im öffentlichen sowie im halböffentlichen Raum kann Konsequenzen haben. Anna bewegt sich inzwischen viel seltener im öffentlichen Raum und fühlt sich oft unsicher, obwohl sie früher sehr gerne beispielsweise in Parks war. Sie zieht öfter queere oder feministische Orte vor und verbringt dort Zeit (Anna 496-499:10). Anna ist außerdem oft in „Alarmbereitschaft“.

Ich bin oft in Alarmbereitschaft, obwohl auch gar nichts passieren könnte und dann auch nichts passiert. Aber ich hab schon so oft etwas bemerkt, wo dann etwas passiert ist, dass ich's nicht ausschalten kann, dass ich's nicht ausblenden werde. (Anna 524-526:11)

Dani beschreibt ein ähnliches Gefühl wie Anna. Sie spricht von einer „Habachtstellung“ sobald sie den öffentlichen Raum betritt, in Abhängigkeit davon, was sie trägt und wie sie gerade aussieht (Dani 239:5).

Ich bin oft verzweifelt, muss aber sagen, dass ich zum Glück eine Person hab, mit der ich da drüber reden kann. Aber ich muss mich eigentlich ständig darin selber bestärken, nimm dir trotzdem deinen Raum, geh trotzdem raus, du musst jetzt nicht schon wieder so und so viel Geld für ein Taxi zahlen, was ja auch eine Frage von Leistbarkeit ist. Wenn's mir grade selber schlecht geht, kann es auch von der Verzweiflung sehr variieren. (Dani 240-244:5)

Bei Beate hat das Wissen um das potentielle Auftreten von Street Harassment dazu geführt, dass sie versucht demselben proaktiv entgegenzuwirken. Dies kostet sie sehr viel Kraft, wodurch sie sich seltener entspannen kann. In bestimmten Kontexten bereitet sich Beate mental auf das mögliche Auftreten von Street Harassment vor (Beate 318-320:6). Darüber denkt sie auch nicht mehr nach, es ist für sie Alltag (Beate 93-95:1). Anna beschreibt etwas Vergleichbares. Ihr zieht Street Harassment sehr viel Energie ab (Anna 520-521:11).

Beate empfindet außerdem Angst und Wut. Diese Wut ist teilweise so groß, dass sie Angst davor hat, in einer konkreten Situation von Street Harassment gewalttätig zu werden, auch wenn das bisher noch nicht passiert ist. Dazu müsste „dann gar nichts Großes“ passieren (Beate 205-207:4). Diese große Wut Beates hat ihren Ursprung nicht nur in Erfahrungen von Street Harassment, sondern auch in ihrer Kindheit. Street Harassment triggert Erfahrungen aus ihrer Kindheit, in denen Beates Grenzen überschritten wurden. Street Harassment triggert diese Erfahrungen nicht nur, sondern verstärkt sie noch.

Beate: Die Wut kommt nicht nur von sexuellen oder homophoben Übergriffen, die kommt auch davon, dass ich als Kind so schlecht behandelt wurde, eigentlich damals schon sehr viel Diskriminierung erfahren hab, da hat sich die Wut schon sehr angestaut. Das zeigt sich dann auch in Situationen, die im ersten Augenblick eine Reaktion eigentlich nicht verlangen.

I: Könnte man sagen, dass Street Harassment solche Gefühle von Grenzüberschreitungen, die du in deiner Kindheit erlebt hast, wieder wachrufen?

Beate: Ja, das kann man durchaus so sehen. Also so in Situationen wo ich mich damals nicht wehren konnte, würde ich mich heute übermäßig wehren. (Beate 207-217:4)

Margit empfindet vor allem Ärger. Es ärgert sie, dass sich „zu [ihren] Lebzeiten [...] wahrscheinlich nicht großartig viel daran ändern wird“. Margit hat ein Bewusstsein um vorhandene Machtstrukturen, ihr ist klar, dass sich diese nicht schnell ändern werden und sie als Frau* und als queere Frau* mit einer größeren Wahrscheinlichkeit mit Street Harassment rechnen muss, als andere Menschen (Margit 230-233:5). Diesen Ärger trägt Margit noch nicht lange mit sich. Ihrer Ansicht nach hat sie noch keine Methoden, mit diesem Ärger umzugehen, weil sie allgemein ein Mensch ist, welcher sich nicht schnell ärgert und sehr selten wütend wird. Deshalb hat sie wenig Erfahrung mit Ärger und Wut (Margit 235-249:5). Margit betont hier die Relevanz von Erfahrungen und die Wichtigkeit von Werkzeugen, um mit bestimmten Gefühlen umgehen zu können.

Karin fällt es schwer, sich auf eine Veranstaltung oder dergleichen zu freuen, wenn sie weiß, dass es bereits im Vorfeld zu Zwischenfällen gekommen ist oder es in der Vergangenheit

negative Ereignisse gab. Für Karin verändert sich auch allgemein ihre Einstellung zu Menschen.

Karin: Ich weiß, bei mir ist es wenn dann eher so, dass ich mich auf bestimmte Sachen nicht so freuen kann, wie es normalerweise der Fall wäre, wenn ich dann schon in der Zeitung lese, ja, da hat jetzt der aufgerufen, irgendwelche Homos auf der Parade zusammenzuschlagen oder da ist bei der Veranstaltung letztes Jahr das und das passiert, das sind einfach so Dinge, wo ich das vorher nicht gewusst hab und mich einfach gefreut hab und hingegangen bin mit einem sehr, sehr positiven Gefühl und wo man jetzt hinget und sich sagt, hoffentlich kommt man da nicht in so eine Situation oder hoffentlich kommt man in so eine Situation, weil man die dann vielleicht einfach lösen kann.

Emma: Hoffentlich stehst du dann nicht alleine.

Karin: Hoffentlich verhalt ich mich dann so, wie ich's von mir selbst erwarten würde, wenn so was passiert in meiner Umgebung. Ja, man macht sich halt einfach mehr Gedanken, man wird einfach ein bisschen negativer in seiner ganzen Einstellung Menschen gegenüber. Und das ist sehr schade, weil es teilweise einfach auch sehr unnötig ist. So geht's mir. (Karin und Emma 403-416:7)

4.2.2. In der konkreten Situation von Street Harassment

Emotionale und körperliche Reaktionen auf Street Harassment können sehr unterschiedlich aussehen. Gleichzeitig gibt es aber auch Ähnlichkeiten zwischen den Frauen*. Anna ist zunächst vor allem erstaunt (Anna 282-283:6), während ihre Freundin* sofort „sauer“ wird (Anna 310:7).

[E.] ist eine Person, die sofort impulsiv ist und sauer wird, sofort. [E.] ist direkt eine, die sofort sagt, herst, verpiss dich, sonst kriegst gleich eine. Und ich bin eher so, die erst sagt, wie bitte? Ich glaub das oft gar nicht, wie deppert Menschen sein können. Und ich glaub's gar nicht, wie grenzüberschreitend Menschen sein können. Ich denk mir oft, ich hab's ja gar nicht so verstanden, weil das gibt's gar nicht, dass Leute so sind. Es gibt halt Leute, die total doof sind. (Anna 310-314:7)

Auf einer körperlichen Ebene beschreibt Anna am Beispiel einer konkreten Situation, wie sie angespannt war. Sie war deswegen angespannt, da sie nicht wusste, was weiter passieren würde. Darüber hinaus hat sie in bestimmten Situationen Angst, am konkreten Beispiel die Angst, geschlagen zu werden. Sie ist in dieser Situation auch körperlich zurückgewichen (Anna 578-582:12).

Dani gibt an, dass sie in einer Situation von Street Harassment, welches sich auf ihr Äußeres bezogen hat, überrascht war, obwohl Street Harassment täglich in ihrem Bewusstsein ist, da diese Situation derart heftig, emotional und unerwartet war (Dani 188-191:4). Anhand eines

anderen Beispiels zeigt Dani auch die Bedeutung von Kontrolle auf. In der erzählten Situation hat sie dann Angst bekommen, als sie die Kontrolle über die Situation verloren hat.

Ich bin, ich hatte viel Angst, am Anfang nicht, ich hab am Anfang versucht, die Kontrolle über meine eigenen Gefühle zu behalten und hatte dann aber nachdem ich gemerkt habe, dass der Mann* nicht geht trotz zweifacher Aufforderung, Angst bekommen. Ich bin trotzdem sitzen geblieben und hab versucht, mich nicht von diesem Raum, den ich in Anspruch nehmen darf, vertreiben zu lassen. (Dani 220-223:5)

In grenzüberschreitenden Situationen ist Dani oft überfordert, möchte dies aber nicht zeigen. Auf einer körperlichen Ebene hat sie auch immer wieder „einen Ablösungsmoment“, das heißt sie verliert das Gefühl für ihren Körper, spürt sich selbst nicht mehr. Ihre Konzentration ist dann auf ihren Kopf fokussiert. Diese Momente können laut Dani teilweise bereits als Panik beschrieben werden. In diesen Situationen ist auch körperliche Verteidigung für Dani eine Option (Dani 257-262:6). Dani gibt an, in Situationen von Street Harassment wütend zu sein und teilweise auch aggressiv zu werden. Ihr ist es wichtig, nicht vor den jeweiligen Menschen zu weinen, sondern vielmehr einen starken Eindruck zu machen, selbst wenn sie andere Gefühle hat. Sie hat außerdem immer wieder Angst. Nach außen hin versucht sie „möglichst stark, kalt und wenn’s nötig ist, auch aggressiv zu werden, Angst einflößend [zu wirken]“, obwohl sie selbst Angst hat (Dani 266-271:6).

In der konkreten Situation erlebt Beate hauptsächlich Wut, welche sie versucht als positiv wahrzunehmen. Sie erzählt auch von Angst, welche sie aber durch Wut zum Verschwinden bringt, was für sie gut ist (Beate 221-222:4). Körperlich gesehen beschreibt Beate Anspannung. Gefühle von Wut ermöglichen ihr auch ihren Körper besser zu spüren, was für sie wiederum etwas Positives darstellt (Beate 367-369:7).

Margit beschreibt in der Situation einen Moment von Schock und Angst, wenn das Gegenüber als bedrohlich wahrgenommen wird (Margit 163-166:4). Außerdem beschreibt sie Ärger, welchen sie auch als unterschiedlich stark ausgeprägt beschreibt. Wenn ihr Ärger nicht sehr stark ausgeprägt ist, dann kann sie das weitermachen, was sie vor dem Street Harassment getan hat, „ohne komplett rauszukommen“. Sie beschreibt auch ein Gefühl von „Grauslichkeit“ und erschrocken, ängstlich sein (Margit 389-390:8).

Emma nimmt Situationen von Street Harassment vor allem als unangenehm wahr (Emma 184-185:4), sie ist auch wütend (Emma 607:11). Karin ist aggressiv und wütend (Karin 210-211:4). Sie fühlt sich in der Regel nicht bedroht, da sie „häufig auf Kontra geht“. Erst im

Nachhinein hat sie Momente, wo sie merkt, die Situation hätte auch anders ausgehen können (Karin 352-355:6). Karin beschreibt Momente von „peinlich berührt sein“ oder „sich ertappt fühlen“ (Karin 619-621:11). Karin bezieht sich in ihren Erzählungen ebenfalls auf die Relevanz von Kontrolle.

Also an Tagen, wo ich bemerke, ich kann nicht ruhig bleiben, weil ich hab etwas Furchtbares in der Zeitung gelesen, eben da kann ich so was nicht tun. Aber ich kann mich ziemlich gut unter Kontrolle halten, auch wenn's in mir eigentlich schon kocht. Weil ich mir denke, wie kann man so was sagen, wie kann man so was tun, wie kann man so ein Mensch sein? Aber ich kann das relativ gut im Zaum halten, im Großen und Ganzen. Aber dazu muss man sagen, das kostet viel Kraft, das aufzuwenden und das äußert sich dann wiederum in anderen Situationen in meinem Leben, dass ich unheimlich schnell wahnsinnig aggressiv werden kann [...]. (Karin 705-710:12)

4.2.3. Nach der konkreten Situation von Street Harassment

Nachdem eine konkrete Situation von Street Harassment vorbei ist, beschäftigt das Erlebte auf die eine oder andere Art und Weise die Frauen* noch darüber hinaus. Nach anfänglicher Erstauntheit ist Anna vor allem verärgert und regt sich über das Geschehene auf (Anna 310:7; 314-316:7). Diese Gefühle von Ärger und Wut können mehrere Minuten anhalten (Anna 283-284:6), sie muss immer wieder über die Situation nachdenken (Anna 315-316:7).

[N]ach 15 Minuten werd ich erst ein bisschen wütend. Die ersten 15 Minuten bin ich eher so, ist das jetzt wirklich passiert? Ich pack's grad nicht, dass keiner mir geholfen hat, dass keiner eingegriffen hat, dass der das überhaupt gemacht hat, was war das überhaupt für ein Oarsch? Und dann nach 15 Minuten denk ich mir, hearst, wie kann das überhaupt sein, dass das passiert, warum hab ich nicht anders reagiert, hätt ich was anders machen können und dann bin ich halt sauer auf die Menschen, die um mich herum waren. Davor bin verwundert, dass mir niemand hilft und dann bin ich sauer, dass mir niemand geholfen hat. (Anna: 395-400:9)

Wie lange ein grenzüberschreitendes Erlebnis sie beschäftigt, hängt auch mit der subjektiv wahrgenommen Härte der Erfahrung zusammen. Anna beschreibt etwa eine Erfahrung, die sie im Rahmen eines Workshops an einer Schule gemacht hat.

Einmal zum Beispiel ist mir passiert, dass ich einen Workshop gehalten habe und da ist es ja so, dass die Leute wissen, dass ich queer beziehungsweise lesbisch bin, also das ist dann klar. Das ist dann nicht mehr so, dass sie's annehmen, da wissen sie's dann. Und da ist es einmal passiert, was wirklich ganz schlimm war für mich, dass da auch wirklich Gewaltandrohung passiert ist, in einem Klassenraum, bei Jugendlichen, ja oft auch im Rahmen von Scherzen und Witzen, wo aber eindeutig körperliche Gewaltandrohung explizit erwähnt wurde. Und da war ich schon ziemlich fertig danach. Also ich hab dann sehr lange Zeit gebraucht...also das ist vor ungefähr zwei Monaten passiert und ich hab's erst diesen Samstag im Rahmen einer Supervision für mich richtig abschließen können.

Also das hat wirklich zwei Monate gebraucht, bis ich... am ersten Abend konnte ich mich gar nicht damit auseinandersetzen, sondern ich war einfach den Tränen nahe, weil's mir so nahe gegangen ist. (Anna 336-345:7)

Anna hat auch Gefühle von Irritation, die später von kämpferischen abgelöst werden. Sie hat dann das Bedürfnis, etwas gegen die gesamtgesellschaftliche Situation zu machen und denkt darüber nach, was sie tun kann, um diese zu verändern. Anna ist der Ansicht, sie sei „ein halbwegs reflektierter Mensch, der sich auch zusammenreimen kann, wie's zu solchen Situationen kommt“ (Anna 326-330:7). Anna ist außerdem wütend. Diese Wut beschreibt sie als ein unangenehmes Gefühl im Bauch. Dieses Gefühl von Wut richtet Anna gegen sich selbst, da sie in der Situation von Street Harassment nicht anders reagiert hat. Sie meint, diese Wut hat auch damit zu tun, inwieweit sie sich in dem Moment abgrenzen kann oder nicht (Anna: 376.384:8).

Dani beschäftigt nach einer Erfahrung von Street Harassment, diese gleichfalls länger. Mitunter beschäftigt sie dieses mehrere Tage lang, wenn es ihr nicht gut geht auch länger (Dani 244-245:5). Nach der konkreten Situation versucht sie zunächst gedanklich das Erlebte zu verarbeiten. Wenn sie sich subjektiv nicht schlagfertig verbal wehren konnte, hinterlässt das ein Gefühl von „Machtlosigkeit“ und von „Schäbigkeit“ (Dani 395-399:8). Auf einer körperlichen Ebene kommt es oft zu einer Eigenabwertung, welche sie bereits seit einiger Zeit versucht nicht mehr zu tun (Dani 276-277:6). Dani beschreibt außerdem Gefühle von Verzweiflung, Aggression und Wut. Sie weiß zwar, dass sie diese Gefühle nicht gegen sich selbst richten sollte, schafft es aber nicht immer, dies nicht zu tun (Dani 488-489:10).

Beate geht es nach Street Harassment schlecht, weswegen sie Konflikte vermeiden will. Für sie kann nach einem Vorfall von Street Harassment ein ganzer Abend zerstört sein (Beate 56-57:1). Mit zunehmendem Alter, gelingt es ihr allerdings besser damit umzugehen (Beate 50-52:1). Anhand eines konkreten Beispiels vor einigen Jahren erzählt sie von Trauer und Scham (Beate 382-384:7). Wie sich Beate nach einer Situation von Street Harassment fühlt, hängt aber auch damit zusammen, wie sie mit der Situation umgegangen ist und wie die harassende Person(en) darauf reagiert haben. Wenn sie die Situation mit einer von ihr angewandten Strategie, der paradoxen Intervention, lösen konnte, fühlt sie sich danach besser und lebendiger (Beate 387-389:7). Für Beate ist es wichtig, gleich in der Situation mit Konfrontation und Wut zu reagieren.

Damit's mir danach wieder besser geht schneller. Mir geht's sogar im Moment schon besser, im Moment fangt sonst sofort diese Spirale an, wenn ich's nicht sofort raus lass und Wut raus lass. Also das was ich krieg wieder raus zu lassen. Also quasi, wenn's durch mich durch geht, entweder nach außen, wenn ich das nicht mache, dann beginnt die Spirale der Abwertung in mir selbst. Und das gilt's zu verhindern. Und da kommt dann meine Kindheitsgeschichte rein, das will ich nicht. (Beate 552-556:10)

Gefühle von Wut oder Aggression, sind weniger lange da, wenn sie diese bereits in der Situation raus lässt (Beate 575-577:10).

Margit beschreibt Gefühle von Ärger (Margit: 168:4) sowie „angepisst“ zu sein (Margit 173-174:4), mitunter ist sie auch frustriert (Margit 412:9). Nach einer Erfahrung von Street Harassment kann es auch passieren, dass ihr Abend „versaut“ ist (Margit 171-172:4). Mitunter fühlt sich Margit auch „grauslich“, „weil da ein Typ so nah hergekommen ist und man es nicht wollte“ (Margit 175-177:4). Margits Gefühle von Ärger beziehen sich vor allem auf die ruinierte Stimmung sowie auf „dieses Unfaire, dass es für ihn ein kleiner Scherz ist und wir [Anmerkung: sie und ihre Freundin*] das aber mit nach Hause genommen haben“ (Margit 209-211:5). Diesen Ärger hat Margit in diesem konkreten Beispiel gegen den Harasser gerichtet. Früher gab es Situationen, in welchen sie diesen Ärger gegen sich selbst gerichtet hat, da sie der Meinung war, sie hätte sich anders verhalten sollen oder sie hat sich Gedanken darüber gemacht, warum sie überhaupt in diese Situation gekommen ist und dabei bei sich selbst Schuld gesucht. Inzwischen hat sie dies allerdings abgelegt, da ihr klar ist, dass es nicht ihre Schuld ist, wenn etwas passiert (Margit 263-267:6).

Emma und Karin realisieren teilweise erst nach einer Erfahrung von Street Harassment, dass das Geschehene nicht in Ordnung war. Sie spielen die Situation dann gedanklich durch. Karin ärgert sich dann vor allem über sich selbst, da sie nicht reagiert hat (Emma und Karin 389-399:7). Beide beschreiben Gefühle von Wut (zB Emma 607-608:11). Es kann darüber hinaus passieren, dass Karin zittert.

Körperlich, ich weiß, wenn eine Situation war, wo ich sehr, sehr wütend war, mich aber unter Kontrolle halten musste, aus welchen Gründen auch immer, in Situationen, die auch wirklich gefährlich waren, also ich weiß, ich zitter ganz doll hinterher. Wirklich, ich hab überhaupt keine Kontrolle über meine Hände und ganz schlimm meine Beine. Das ist dann wirklich ganz arges Zittern. Die Stimme witzigerweise nicht. Ich könnte jetzt am Telefon ganz normal reden, ohne dass es jemand merkt. Aber das muss dann auch schon eine relativ arge Situation gewesen sein, sag ich mal. (Karin 1085-1090:19)

4.2.4. Konsequenzen von Street Harassment auf die Beziehung

Street Harassment wirkt sich auf die Beziehungen der interviewten Frauen* vor allem so aus, dass diese bewusster mit (Un-)Sichtbarkeit umgehen und oftmals dieselbe regulieren. Anna beschreibt etwa die Konsequenzen nach einem homophob motivierten Rauswurf aus einem Café, den sie als sehr heftig empfunden hat.

Also es war so, dass nach dem Rauswurf [E.] und ich uns zwei Monate nicht in der Öffentlichkeit geküsst haben. Wir haben kaum Händchen gehalten. Nicht, weil wir Schiss hatten, dass wieder etwas passiert, es war einfach so, wir konnten dieses unangenehme Gefühl einfach nicht ausschalten, was man halt hat, wenn man eine schlimme Diskriminierungserfahrung hat. Dann ist die halt da und die kann man halt nicht wegmachen. (Anna 349-353:8)

Anna und ihre Freundin* wurden einige Male aus Taxis geworfen oder ihnen wurden unangenehme Fragen gestellt. Als Konsequenz sind die beiden in Taxis nicht länger sichtbar und verzichten darauf Händchen zu halten (Anna 532-538:11). Für Anna hat Street Harassment insofern zu längerfristige psychologische Konsequenzen geführt, als dass sie bestimmte Sachen nicht mehr macht, bestimmte Angebote nicht mehr annimmt und nach dem Vorfall mit dem Rauswurf aus dem Café diese meidet. Allgemein ist sie in Cafés sehr vorsichtig geworden und ist sich konstant ihrer sexuellen Orientierung bewusst (Anna 538-542:11).

Die anderen Frauen* sind ebenfalls aufgrund von Street Harassment vorsichtiger geworden bezüglich Sichtbarkeit und entscheiden sich teilweise bewusst, nicht sichtbar zu sein, um kein Street Harassment zu erleben (zB Beate 142-147:3). Aufgrund gemachter Erfahrungen von Street Harassment, sind Betroffene längerfristig weniger entspannt, wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs sind.

Ja und es ist halt schon auch so dadurch, dass man halt die Erfahrung gemacht hat, dass, wenn man dann halt zu zweit nachts unterwegs ist, dass es schon auch, also nicht immer, aber manchmal auch so in meinem Kopf drinnen ist, okay, jetzt muss ich aufpassen und dann halt nicht mehr so entspannt bin, wie ich es dann vielleicht in anderen Situationen bin. (Margit 342-345:7)

Manchmal kann Margit nach dem Erleben von Street Harassment nicht mit ihrer Freundin* körperlich intim sein, „weil sich das nicht gut anfühlt, weil da grad irgendwer drinnen war, der da nicht rein sollte“. Sexuell konnotierte Berührungen sind für Margit dann nicht möglich (Margit 437-449:9). Wenn Margit mit ihrer Freundin* im öffentlichen Raum unterwegs ist, setzt sie sich keine Grenzen bezüglich Sichtbarkeit als lesbische und queere Frau* und tauscht

weiterhin Zärtlichkeiten mit ihr aus, obwohl sie Erfahrungen von homophob motiviertem Street Harassment gemacht haben (Margit 884-895:18). Gleichzeitig entscheidet sie sich teilweise nicht sichtbar zu sein, an bestimmte Situationen oder Personen gebunden. Das macht sie, um möglichen Street Harassment präventiv vorzubeugen (Margit 897-899:18).

Für Emma und Karin war (Un-)Sichtbarkeit am Anfang ihrer Beziehung ein großes Problem, weil Karin und Emma unterschiedliche Bedürfnisse hatten und vor allem Emma große Angst vor Street Harassment hatte.

Emma: Das war schon die Angst davor, wenn die Angst bei dem einen größer ist als bei dem anderen. Also ich hatte komplettes Problem damit. Also Verkehrsmittel waren für mich das Hauptkriterium, das fand ich überhaupt nicht okay, wenn man sich da verhalten hat wie ein Paar. Und das, ich weiß nicht, warum hab ich das dann verloren? Das konnte ich dann ablegen.

Karin: Das hat die Beziehung sehr belastet. Weil ich dann natürlich immer gekränkt war, dass sie sich nicht in der Öffentlichkeit mit mir zeigen will, was für mich etwas Selbstverständliches ist, dass man sich normal verhält, es jetzt nicht jedem auf die Nase bindet, aber ja, wie man halt zueinander steht. (Emma und Karin 429-440:8)

Aufgrund dieser Differenzen, ist die Beziehung fast auseinander gebrochen, da Karin nicht drauf verzichten wollte, im öffentlichen Raum Zuneigungen auszutauschen. (Karin 491-493:9). Auslöser für Emmas Verhalten, war ein homophobes soziales Umfeld. Die Unsicherheit daraus hat sich auch auf den öffentlichen Raum ausgeweitet, obwohl die beiden als Paar dort bis zu diesem Zeitpunkt keine konkreten Erfahrungen von homophobem Street Harassment gemacht haben (Karin und Emma 501-525:9).

4.2.5. Längerfristige Konsequenzen

Mittlerweile ist Anna scheu geworden in der Öffentlichkeit (Anna 254-255:6). Sie versteht nicht, warum Leute sich nicht vorstellen können, dass es längerfristige Konsequenzen nach sich zieht, wenn eine Person immer wieder negative Erfahrungen macht (Anna 353-356:8). Aufgrund von Erfahrungen von Street Harassment, meidet Anna bestimmte Orte und zieht queere oder feministische Orte heteronormativen vor.

Also wenn ich die Entscheidungsfreiheit habe, ich habe einen freien Vormittag und ich möchte was Essen gehen, dann geh ich lieber in queere feministische Räume, selbst wenn's dort weniger gutes Essen gibt oder schlechtere Bedienung, als ins beste Heterorestaurant. Das ist mir egal, was das für einen Preisunterschied macht. Weil ich möchte nicht angestarrt werden beim Essen. Ich möchte nicht gefragt werden, ob das meine Schwester ist, es ist mir wurscht, was die Leute denken und deswegen zahl ich

dafür auch lieber mehr. Ich geh lieber einen viel längeren Weg, um ins Deewan zu kommen oder keine Ahnung, ins FC, als dass ich bei mir um die Ecke bei der Pizzeria was esse. Oder ich bestell mir etwas, statt in die Pizzeria zu gehen und bestell's mir heim. Also ich will nicht sagen, dass ich vollkommen nicht mehr im öffentlich Raum bin, das ist ja unmöglich. Aber ich sag, dass, wenn's mir irgendwie zu schaffen ist, dass ich nicht so präsent bin, dann ist es mir recht. (Anna 501-509:11)

Die Wahrscheinlichkeit, als sichtbar lesbische queere Frau* Street Harassment zu erleben, steigt, weswegen Anna viele Verhaltensmuster geändert hat (Anna 549-550:11). Sie ist in öffentlichen Plätzen weniger sichtbar und wenn sie sichtbar ist, dann, weil sie sich bewusst dafür entschieden hat (Anna 607-612:13). Auch auf einer körperlichen Ebene hat Street Harassment zu langfristigen Konsequenzen geführt. Anna zieht konstant ihre Schultern hoch, weil das Thema sie derart bewegt. Das hat zu schlimmen Verspannungen geführt, sodass sie sich von ihrer Ärztin Physiotherapie verschreiben lassen musste (Anna 585-589:12).

Dani erzählt von einem für sie sehr heftigen Beispiel von Street Harassment nachts beim Praterstern. Als Konsequenz überlegt sie nun zweimal, ob sie sich dort nochmals nachts auf eine Bank setzt, um eine Zigarette zu rauchen und ob sie es in ihrer spezifischen Tagesverfassung aushalten würde, nochmals eine derartige Erfahrung zu machen (Dani 227-229:5). Ähnlich wie Anna, hat Dani ebenfalls an Leichtigkeit verloren, wenn sie sich im öffentlichen Raum aufhält.

Ich bin nicht mehr so unbedarft. Ich bin jetzt noch relativ outgoing, was meine Outfits betrifft, wenn ich will, aber dass, ich zieh zum Beispiel für Wege immer was über, früher hätt ich vielleicht, da noch wär ich da noch ein bisschen mehr fierce oder outgoing gewesen, ich zieh mir was über die Beine oder den Ausschnitt, wenn ich unterwegs bin. Ich benutz an Tagen, wo's mir nicht gut geht, versuch ich mich unsichtbar zu machen, das ist mein Outfit, Verhalten auch. Dass ich nur schnell durch komm. Sichtbarkeit, Unsichtbarkeit ist ja auch so ein Stichwort und das muss ich schon auch immer wieder für mich nutzen. Da geht's schon um was hab ich an, bis über Körperhaltung, wie verhalt ich mich. (Dani 352-358:7f)

Auch Beate hat längerfristige Veränderungen aufgrund von Street Harassment verzeichnet. Sie hat immer Angst vor „homophoben Sagem“, wenn sie in öffentlichen Verkehrsmitteln unterwegs ist. Diese Angst ist vor allem in ihrem Kopf, denn es passiert selten etwas (Beate 110-112:2). Das ist ihr ein Stück weit bewusst.

Oft ist es auch so, dass ich gar nicht weiß, wie die Leute denken. Nur mein Denken ist, die sind wahrscheinlich homophob. Vielleicht sind sie's ja gar nicht. Weil dazu müsst ich sie fragen. (Beate 96-98:2)

Im öffentlichen Raum, hat sie eine hohe Aufmerksamkeit entwickelt (Beate 136-138:3).

Eine größere Wachsamkeits- und Aufmerksamkeitsgabe, die ich ja schon seit der Kindheit trainiere, trainier ich jetzt noch weiter. Also ich kann das extrem gut. Ich hab mal einen Intelligenztest gemacht, auf dem Beobachtungsgabe Score hab ich den höchsten. Ist gut und schlecht. Man kann damit sehr viel machen. Man ist damit einfach sensibilisiert für alle möglichen Diskriminierungen, hat ein sehr hohes Mitgefühl, andererseits ist man weniger bei sich selbst. Das hat eben zwei Facetten. (Beate 292-296:5)

Diese ist ihr selbst nicht wirklich bewusst, vielmehr ist sie eingespielt, routiniert. Ihre hohe Aufmerksamkeit äußert sich laut Beate etwa darin, dass wenn sie mit ihrer Freundin* in den öffentlichen Verkehrsmitteln sitzt, sie darüber nachdenkt, wie die anwesenden Personen auf sie reagieren könnten, sie sich umschaute, beobachtet, welche Personen um sie herum sitzen und je nachdem ihr Verhalten anpasst. Hier spielt auch ihre Tagesverfassung eine Rolle. Wenn sie einen guten Tag hat und denkt Harassment aushalten zu können, dann überlegt sie sich schon mögliche Antworten oder Reaktionen auf potentielle Kommentare (Beate 129-134:3).

Ähnlich wie bei Dani, hat ein besonders heftiges Erlebnis von Street Harassment für Beate zur Veränderung ihres Verhältnisses zu einem bestimmten Ort geführt. Konkret handelt es sich um einen Campingplatz, welchen sie nicht mehr aufsucht, da sie sich dort nicht mehr sicher fühlt. Eigentlich würde sie gerne noch mal fahren (Beate 170-171:3). Allgemein meidet Beate keine Räume, selbst wenn sie mit einer Form von Harassment rechnet, denn das würde sie erst recht wütend machen (Beate 318-320:6). Beate beschreibt auch eine Wut gegenüber heterosexuellen Männern*, welche auf queere/lesbische Veranstaltungen kommen, um „die lesbische Frau* auszuspähen und mit ihr was zu haben, um das auch abhaken zu können“ (Beate 282-284:5). Street Harassment hat bei Beate zu längerfristigen psychischen Konsequenzen geführt, wobei sie nicht denkt, dass es etwas Neues ausgelöst hat, da ihre eigene Geschichte dazu zu heftig ist (Beate 350-351:6).

Früher hat Margit sich nicht derart über Street Harassment geärgert, wie sie dies momentan tut. Ihr Umfeld hat ihr lange vermittelt, Street Harassment sei als Kompliment zu verstehen (Margit 276-286:6). Ihre Perspektive hat sich vor allem dann verändert, als sie homophob motiviertes Street Harassment erlebt hat und zwar in der Regel dann, wenn sie mit ihrer Freundin* beziehungsweise mit vergangenen Freundinnen* unterwegs war. Als es nur sie betroffen hat, konnte Margit Street Harassment besser ignorieren beziehungsweise ist ihr viel

seltener etwas passiert (Margit 276-303:6). Ähnlich wie Anna, Dani und Beate zieht auch Margit queere Räume anderen Räumen vor.

Ich glaub zum Beispiel, wenn ich fort geh, geh ich kaum in nicht queere Räume fort. Also schon hin und wieder, aber seltener einfach. Also ich glaub ich würd schon sagen, dass ich in einer kleinen Blase auch leb, also dass ich's mir halt auch ein bisschen so gerichtet hab, dass da, wo ich mich aufhalt und das, was ich tu halt eben, dass es da zu wenig Reibungen kommen kann. Oder zu weniger, halt einfach. (Margit 589-593:12)

Laut Margit war dies keine bewusst getroffene Entscheidung. Vielmehr denkt sie, dass sie sich aufgrund von Erfahrungen entwickelt hat, da sie sich an lesbischen und queeren Orten sicherer fühlt kein Harassment zu erleben und mehr Spaß hat (Margit 597-601:12). Sie denkt, über die letzten Jahre habe sich sehr viel unterbewusst entwickelt, aufgrund jener Erfahrungen, welche sie gemacht hat.

Und halt auch so Sachen, wie dass ich mich vielleicht nicht mehr mitten in der Nacht am Schwedenplatz stell und dann dort rumknutsch, sondern vielleicht das irgendwo anders mach. Oder vielleicht nicht allzu lang oder da auch irgendwie ein wachsames Auge hab mehr, was um mich herum passiert. Oder das halt auch schnell mal abcheck, ob da irgendwelche Gruppen von Typen sind, die das vielleicht als gefundenes Fressen sehen. (Margit 605-610:12f)

Margit gibt an, dass dieses Scannen der Umgebung sehr routiniert ist, öfters passiert und damit zusammenhängt, wie sie sich gerade fühlt.

Wenn ich grad gut drauf bin und mich sicher fühl, dann mach ich's weniger und wenn ich grad schlecht drauf bin und mich unsicher fühl, dann mach ich's mehr und acht viel mehr drauf. Oder halt irgendwie bewusster halt. Oder es trifft mich dann auch mehr. (Margit 617-622:13)

Margit meint, die Frage, wie sie mit dem Ärger, wenn sie Street Harassment erlebt, tun soll, beschäftigt sie erst seit kürzerem intensiv (Margit 832-833: 17). In letzter Zeit beginnen die Erfahrungen von Street Harassment sich zu addieren, auch Gefühle von Ärger und Wut stauen sich zunehmend (Margit 835-838:17). Dies führt Margit darauf zurück, dass sie früher Street Harassment eher als unzusammenhängende Einzelereignisse gesehen hat, während sie jetzt die Kontinuität von Street Harassment erkannt hat. Inzwischen listet sie gedanklich auf, welche Erfahrungen sie macht und „jedes Ereignis ist dann halt eins mehr“ (Margit 848-854:17).

Ähnlich wie die anderen Frauen*, erzählt auch Emma, dass sie bestimmte Orte meidet (Emma 40-46:1).

4.2.6. (Selbst-)Objektifizierung

Street Harassment beeinflusst längerfristig den Bezug zum eigenen Körper. Wie im dritten Kapitel ausgeführt, können wiederholte Erfahrungen von Objektifizierung zu Selbstobjektifizierung führen. Im Zuge der Interviews haben manche der Frauen* darauf Bezug genommen. Anna ist sich mit der Zeit bewusster geworden, was in dieser Gesellschaft als schön gilt und was nicht und auch, mit welchen Reaktionen sie rechnen kann, wenn sie ihr Äußeres auf eine bestimmte Art herrichtet. Sie geht davon aus, den ganzen Abend sexualisiert zu werden, wenn sie sich Smoke Eyes schminken würde. Für Anna hängt ihre Äußerlichkeit stark damit zusammen, ob sie sich in ihrem Körper wohl fühlt oder nicht (Anna 556-559:12).

Je nachdem, in welcher Verfassung ich mich fühle, hab ich eher das Gefühl, ja, ich zeig der Welt, dass ich offen bin und dass ich lesbisch bin und dass ich queer bin und dass ich nicht normativ bin. Dann fühl ich mich extrem wohl mit kurzen Haaren und mit nicht geschminkt sein und mit nicht super eng anliegendem Zeug am Körper. Und dann gibt es aber wieder die Phase, wo ich akzeptiert werden möchte. Und leider, wenn du nicht normativ bist, wirst du halt wenig akzeptiert oder überhaupt wahrgenommen und wenn, dann nur negativ. Und dann gibt's halt und das ist wahrscheinlich sozialisiert, dass man von allen immer nur angenehm aufgenommen wird und dass ich dann schon das Gefühl hab, ich will dem entsprechen oder halt nicht entsprechen, sondern dass ich halt nicht immer als schiache Frau* gelte. Oder nicht als vollständige Frau*. Und ab und zu holt's mich halt ein, dass ich schon gern schön wär. (Anna 562-570:12)

Annas Vorstellung von Schönheit entspricht nicht dem normativen Schönheitsbegriff. Sie findet kurze Haare sowohl an sich, als auch an anderen Frauen* hübsch. Dennoch denkt sie immer wieder darüber nach sich die Haare wachsen zu lassen, damit sie als normativ schön gilt (Anna 570-575:12). Außer dass Anna teilweise das Gefühl hat, nicht hübsch genug zu sein, denkt sie auch, sie sei zu dick. Als Konsequenz isst sie sehr wenig und macht viel Sport, um an das normative Schönheitsideal heranzukommen, welches in dieser Gesellschaft für Frauen* existiert – obwohl sie weiß, wie unrealistisch dieses ist (Anna 589-594:12). Eine andere längerfristige Veränderung, die Anna auch in Bezug zu ihren Erfahrungen von Street Harassment sieht, ist also eine Sichtweise von sich selbst als Objekt, das evaluiert werden kann.

Ich glaube, ich hab mich dementsprechend verändert, dass ich mir halt sehr viele Gedanken über meinen Körper mache [...]. [W]ie du vorhin auch gesagt hast, sich selbst als Objekt sehen und sich abmessen, wie viel ist dieses Objekt wert? Wie kann es zu mehr Wert gemacht werden? Man geht ja auch immer davon aus, dass man alles besser machen kann, dass es nie gut genug ist. Also ich merk halt auch diesen kapitalistischen Einfluss, den das auf mich hat, dass es immer was Besseres gibt, dass ich sowieso in der großen weiten Welt der Körper nicht wettbewerbsfähig bin oder nur schwer. (597-604:12f)

Seit Dani zehn Jahre alt ist, wird sie mit „Körperbewertung“ konfrontiert, sowohl in der Familie, als auch in der Schule. Deshalb musste sie sich ein positives Körpergefühl und Selbstbild erst wieder erkämpfen.

Bei mir mischt sich halt, also es geht immer um fatness und ich musste eigentlich erst mal mir ein, body positivity musste ich mir extrem aneignen, zurück erarbeiten. [...]. [D]as hab ich mir extrem erkämpfen müssen, von mir selber, weil ich all diese Diskriminierungen extrem verinnerlicht hatte, ich hab das ja alles von mir selbst gedacht. Überhaupt ein positives Selbstbild wieder zu erzeugen, ist immer noch harte Arbeit für mich. Und vor allen Dingen ein Selbstwertgefühl. (Dani 281-287:6)

Für Dani sind Erfahrungen von Street Harassment triggernd, insofern als sie das auslösen, was Dani als „Negativspirale“ bezeichnet und sie in ein Gefühl der Minderwertigkeit versetzt, auch in Bezug auf eine körperliche Ebene.

Es gibt halt so mehrere Varianten. Wenn jetzt wirklich die Beleidigungen noch in eine körperliche Richtung gehen, also ugly und disgusting, ist das Schimpfwort number one, also ekelhaft und widerlich. Das ist so ein Paket, das begleitet mich jetzt, wie alt bin ich, 34, dann 24 Jahre lang. Und das lässt meinen Körper halt auch wieder ein bisschen so in sich zusammenfallen. Ich erlebe Gefühle von Frustration, Verzweiflung, bis hin zur Selbstaufgabe kann es auch sein. Es ist alles irgendwie recht sinnlos. Menschen finden mich ur widerlich. Dann muss ich aufpassen, dass ich nicht in eine Generalisierung komm, weil ich weiß, diese eine Person spricht nicht für eine Mehrheit. (Dani 299-308:6f)

Beate kennt ebenfalls das Gefühl, zu dick zu sein. Sie erzählt, früher täglich gedacht zu haben, sie wäre zu dick. Inzwischen denkt sie das einmal im Monat und hat eine Gleichgültigkeit in Bezug darauf entwickelt, da es für sie vor allem wichtig ist gesund zu sein. Als einen Grund, warum ihr Gewicht für sie inzwischen nicht mehr die gleiche Relevanz hat wie früher, gibt sie an, dass es ihren Partnerinnen* immer egal war, wie viel sie wog (Beate 406-415:7). Beates Bezug zum eigenen Körper hat sich demnach über die Jahre geändert.

Hinsichtlich längerfristiger Veränderungen in ihrem Körperbezug, kann Margit nicht wirklich Erfahrungen oder Gefühle nennen. Dies führt sie darauf zurück, dass sie erlebtes Street Harassment in der Regel nicht auf ihren Körper bezieht.

Ich weiß nicht, ich hab jetzt nicht so viele Erfahrungen oder Gefühle, die ich jetzt damit in Verbindung bringe und ich versuch grad zu überlegen warum. Vielleicht ist es einfach so, dass ich meinen Körper nicht so stark in Verbindung mit der Diskriminierung gesehen hab, und nicht der Körper, warum die Leute jetzt geglaubt haben, sie können uns jetzt anquatschen. Oder halt irgendwie, vielleicht auch meine Kleidung...aber ich hatte vielleicht einfach selten das Gefühl, dass es jetzt um meinen Körper geht. Und ich bin jetzt auch nicht angefasst worden oder so. (Margit 462-468:10)

Sie hat kaum sexistisch motiviertes Street Harassment erfahren. Das Street Harassment, welches sie erfahren hat, hat sie nie auf ihren Körper bezogen. Außerdem hat sie sich nie sehr weiblich* gefühlt (Margit 474-487:10). Wenn sie Street Harassment erfahren hat, hat sie dieses immer auf spezifische Handlungen bezogen, etwa wenn sie mit jemand anders unterwegs war und als lesbische queere Frau* sichtbar war (Margit 496-497:10).

4.3. Handlungsstrategien

In diesem Abschnitt werden die von den interviewten Frauen* angewandten Handlungsstrategien im Umgang mit Street Harassment dargestellt. Unter Handlungsstrategien sind jegliche Strategien gemeint, welche die Frauen* bewusst oder unbewusst anwenden, um Street Harassment vorzubeugen, in konkreten Situationen von Street Harassment auf dieses zu reagieren oder auch nach konkreten Situationen von Street Harassment mit diesem umzugehen. Darüber hinaus liegt ein besonderer Fokus auf Grenzen der jeweiligen Handlungsstrategien, welche sich durch alle Interviews ziehen. In diesem Kapitel kommt es zu Überschneidungen mit 4.2. Gefühle und Körper(lichkeit) mit Street Harassment, die sich nicht vermeiden ließen beziehungsweise notwendig sind.

4.3.1. Diskussion von aktiv und passiv aus der Selbstwahrnehmung

In den Gesprächen kam es immer wieder zur Diskussion von „aktiv“ und „passiv“ sein der Frauen*. Diese bezieht sich einerseits auf die Reaktion auf konkrete Situationen von Street Harassment, andererseits auf vorhandene Grenzen der Frauen*. In Situationen von Street Harassment kann Anna nicht schnell eingreifen. Sie versucht sich längerfristig mit dem Thema auseinandersetzen und damit, was sie „beim nächsten mal besser machen könnte“ (Anna 293-295:6). Viele Situationen von Street Harassment passieren sehr schnell, sodass sie gar nicht die Möglichkeit hat zu reagieren, da sie innerhalb von ein paar Sekunden wieder vorbei sind oder in „Vorbeigehsituationen“ auftreten. Anna meint weiter, zumindest sie sei nicht fähig, so schnell zu reagieren (Anna 300-308:7).

Aber oft ist halt so – ich denk halt durchschnittlich schnell – aber halt so schnell, dass ich mir innerhalb von zwei Sekunden, wenn mir jemand etwas Deppertes sagt, drauf reagier, das passiert nicht. Weil jede Art...ich bin eine Person, die gerne abschätzt, was passieren könnte. Ich überleg mir, bevor ich eine Person beschimpfe, was passieren könnte. Und die Zeit hat man halt nicht, bei zwei Sekunden. (Anna 451-455:10)

Anna unterscheidet außerdem, von welcher Person das Harassment ausgeht. Bei Frauen* ignoriert sie es oft, da diese ihrer Erfahrung nach vor allem tuscheln und starren, was Anna nicht als aggressiv und körperlich bedrohlich wahrnimmt. Männer* hingegen grölen eher, reden laut oder schimpfen, es kommt auch zu Gewalt und das ignoriert sie nie (Anna 457-462:10).

Wenn Beates proaktive Strategien nicht funktioniert haben und es zu Street Harassment kommt, reagiert sie „vollkommen aktiv“, „wütend und aktiv“. Das hat sich aber auch entwickelt, früher hat sie nicht derart reagiert (Beate 550-552:10). Beate gibt auch den Grund an, warum es für sie keine Option ist, nicht auf Harassment zu reagieren.

Dann tu ich aber so, als ob ich Schuld wäre und das will ich auch nicht. Wenn ich passiv reagiere, wenn ich so tu, als wär nichts, dann tu ich zwar nach außen nichts, aber aktiv in mir drinnen passiert ganz viel, wahrscheinlich, nämlich irgendwie bin ich schuld dran. Hätt ich mir halt diesen Minirock nicht angezogen, vielleicht. Oder es rennt halt in mir drinnen etwas ab, dass ich mir die Schuld dran geb, dass was passiert ist vielleicht. (Beate 563-567:10)

Margit sieht die Frage von aktiv und passiv differenziert. Wenn es möglich ist aktiv zu reagieren, dann tut sie das, aber ihr Plan B ist immer „abzuhaun“. Sie nennt in diesem Zusammenhang auch ein konkretes Beispiel zur Veranschaulichung.

[E]s war auch mal die Situation in der U-Bahn, wo sich ein Typ zu uns hergesetzt hat und so Knutschgeräusche gemacht hat. Und ich hab ihn zuerst gefragt, was das soll und warum er da jetzt zu uns herkommt und so und dass er weggehn soll. Das hat dann nicht viel geholfen und dann sind wir halt in einen anderen U-Bahn Waggon reingegangen. Weil eben ich nicht das Gefühl hatte, dass das jetzt in der Situation was bringt. Also das ist eben dieses aktiv reagieren, das ist auch etwas, was erst so ein bisschen kommt mit den Erfahrungen, weil man dann auch schneller weiß, in was für einer Situation man sich grad befindet und das schneller einschätzen kann. Aber wie gesagt, das ist halt wenn's geht, dann schon, aber das ist halt eben, in erster Linie geht's halt vor, dass man schaut, dass man da rauskommt. (Margit 746-756:15)

Margit reagiert in ihrer Wahrnehmung in der Regel, räumt aber wiederum ein, manchmal passiere Street Harassment so schnell, dass sehr wenig Zeit ist, auf dieses zu reagieren. Wie bereits Anna bringt auch sie dafür das Beispiel des Vorbeigehens auf der Straße. Sie würde außerdem nicht stehen bleiben oder auf eine Person zugehen, um diese zu konfrontieren. Stattdessen geht sie weiter. Sie differenziert außerdem zwischen dem, was sie theoretisch als beste Handlungsstrategie sieht und wie sie sich tatsächlich verhält.

[E]s ist eben auch so eine Frage zwischen dem, was ich jetzt als das Beste empfinden würde und dem, was ich dann in der Situation mach. Weil's einfach doch irgendwie eine schnelle Reaktion erfordert oder man dann einfach so emotional drinnen ist, dass man

sich nicht überlegen kann, was ist jetzt das Beste zu tun? Also auch wenn man sich das im Vorhinein ein bisschen überlegt hat, ist es dann oft...(Margit 761-768:16)

Karin beschreibt sich selbst als Person, die in Situationen von Street Harassment sehr schnell auf Kontra geht und sich dadurch selten bedroht fühlt (Karin 352-353:6). Sie reagiert in der Regel aktiv und denkt, dass „aktiv reagieren prinzipiell der richtige Weg ist“ (Karin 687-690:12).

4.3.2. Strategien im Umgang mit Bewusstsein der Möglichkeit von Street Harassment

Die bisherigen Ergebnisse haben gezeigt, inwieweit die Frauen* oft ein Bewusstsein darum haben, dass Street Harassment jederzeit möglich ist, was zu unterschiedlichen Reaktionen führt. Im Folgenden soll gezeigt werden, wie einige von ihnen damit umgehen. Für Dani ist es wichtig, sich nicht „aufgrund vorhandener Ängste oder Vorannahmen“ zu beschränken (Dani 26-27:1). Sie versucht den Raum, den sie in Anspruch nehmen möchte, zu verteidigen und sich „nicht fertig machen zu lassen“, wobei sie auch darauf Rücksicht nimmt, wie es ihr gerade geht. Wenn sie in einer schlechten Verfassung ist, dann wird sie etwa nicht mit dem Fahrrad fahren, weil sie weiß, dass sie mit hoher Wahrscheinlichkeit Street Harassment erleben wird (Dani 132-135:3). Sie beschreibt, inwiefern sie ihre Wahrnehmung von Street Harassment reguliert, wenn sie im öffentlichen Raum unterwegs ist.

Ich glaub, ich bin einfach nur, ich blend da auch viel zu viel aus, um überhaupt durch den Alltag zu kommen. Das Problem ist eher, dass ich das nicht, ich katalysier da zu wenig, wenn mir zu viel begegnet, wirkt sich das zu stark auf meine allgemeine Stimmung oder so aus. Deswegen muss ich irgendwann auch mal sagen, ich muss da jetzt zumachen, deswegen vielleicht die Kopfhörer oder ich beschäftige mich mit meinem I Phone um nicht mitzubekommen, ob mich jetzt gerade in der U-Bahn wieder jemand anstarrt. (Dani 143-148:3)

Für Dani ist es eine wichtige Strategie ihre Grenzen zu verschieben, ab wann etwas für sie Street Harassment ist, da sie sonst „damit nicht mehr fertig [wird]“. So blendet sie vor allem Blicke aus (Dani 574-582:12). Wenn diese Blicke aber wiederum zu lange dauern, dann kann Dani diese Grenzüberschreitung nicht ignorieren (Dani 587-589:12). Dani führt die Wichtigkeit von Humor für sie an, um mit dem Thema Street Harassment längerfristig umgehen zu können. So hat sie eine „Top 10 list“ mit Erfahrungen von Street Harassment (Dani 180-182:4). In ihrer letzten Beziehung hat sie sich oft Sorgen um ihre Freundin* gemacht und deswegen öfters SMS geschickt, ob es dieser gut geht. Es ist auch in ihrem

Freundinnen*kreis üblich, SMS zu schicken, da sie ein Bewusstsein um das mögliche Auftreten von Street Harassment haben (Dani 379-386:8).

Erst als Beate entschieden hat, an dieser Studie teilzunehmen, hat sie wieder bewusst an Street Harassment gedacht. Davor hat sie das Thema in den Hinterkopf geschoben und ihr Verhalten angepasst (Beate 129-130:2). Es gibt aber auch Tage, wo Beate bewusst provoziert, indem sie beispielsweise mit ihrer Freundin* Händchen hält (Beate 243-244:5).

Margits Strategien im Umgang mit der Möglichkeit von Street Harassment, haben sich mit der Zeit verändert. So hat sie eine Zeit lang einen Schlüssel in der Hand gehabt, damit sie sich gegebenenfalls wehren kann. Inzwischen tut sie das nicht mehr (Margit 332-334:7). Wie auch Dani bittet sie ab und zu ihre Freundin* oder andere Freund*innen darum, eine SMS zu schicken, wenn diese sicher zu Hause angekommen sind (Margit 667-668:14). Das macht sie vor allem in Situationen, wo die Person einen längeren Heimweg hat, betrunken ist, alleine unterwegs ist oder wenn bei ihr zu Hause sonst niemand da ist (Margit 677-680:14). Margit telefoniert auch manchmal mit Personen, bis sie zu Hause ist (Margit 706-708:14). Das ist eine bewusste Entscheidung, um ihr subjektives Sicherheitsgefühl zu erhöhen, um sich abzulenken oder sich weniger zu fürchten (Margit 711-713:15). Margit tauscht sich darüber hinaus unabhängig von konkreten Situationen mit Freundinnen* über deren Erfahrungen mit Street Harassment aus. Um herauszufinden, wie sie damit umgehen kann, wie sie auch mit ihren Gefühlen umgehen kann und wie es anderen Leuten damit geht. Aus diesem Austausch heraus kann Margit sich auch darin bestärken, dass ihre Reaktionen in Ordnung sind und es okay ist, sich darüber zu ärgern. Oder auch, wie sie sagt, „[d]amit man sich vielleicht weniger darüber ärgert, dass es einen ärgert“ (Margit 866-878:18).

Emma meint, sie wäre schon immer sehr bedacht darauf gewesen, wie sie sich wo verhält und durch ihre sexuelle Orientierung hat sich das noch verstärkt. Gleichzeitig versucht sie dies zu verändern (Emma 545-547:10). Karin machen Strategien ein bisschen Bauchweh (Karin 919-920:16). Sie sieht darin eine Gefahr, sich in etwas hineinzusteigern, in eine Angst. Ihrer Meinung nach „sollte [man] nicht die ganze Zeit damit rechnen müssen, dass was passiert (Karin 941-951:16). Karins Meinung nach, ist die Notwendigkeit, sich so viele Gedanken machen zu müssen, traurig (Karin 976:17). Aufgrund ihres Bewusstseins um die Existenz von Street Harassment, achtet Emma darauf, dass sich andere Frauen* im öffentlichen Raum nachts nicht von ihr bedroht fühlen. So geht sie beispielsweise schneller oder langsamer und

öffnet ihre Haare, damit sie als Frau* erkennbar ist. Karin tut dies ebenfalls, indem sie lauter auftritt, einen bestimmten Abstand einhält oder überholt (Emma und Karin 958-973:16f).

4.3.3. Präventive Strategien

Alle Frauen* haben mehrere Strategien genannt, um dem Auftreten von Street Harassment entgegenzuwirken und die Wahrscheinlichkeit desselben zu reduzieren. Diese Strategien werden hier als präventive Strategien bezeichnet. Anna nennt Strategien, welche sich auf ihr Aussehen beziehen, ihre Kleidungswahl oder ob sie sich schminkt oder nicht. Sie hat ein Bewusstsein darum, dass je nachdem wie ihr Äußeres wahrgenommen wird, sie mit bestimmten Formen von Street Harassment rechnen muss (Anna 471-476:10).

Wenn ich eine Baggyjeans anziehe, dann werd ich nicht so sexualisiert. Es hängt viel vom Kleidungsstück ab. Und oft denk ich mir, ah, ich hab jetzt keine Lust, dass mir auf den Arsch gestarrt wird, dann zieh ich halt meine Baggyjeans an. Und wenn ich mir denke, ja, es passt heute, wenn mir Leute auf die Beine starren und mich sexy Hase rufen, dann zieh ich halt meinen Rock an. Und es gibt halt Tage, da hat man gar keinen Bock aufzufallen, dann zieh ich halt lieber die Baggyjeans an. Also, dass ich nachts auf der Straße in Baggyjeans sexualisiert werde oder irgendwie als Frau* wahrgenommen werde, passiert quasi nie. (Anna 482-487:10)

Mit den Baggyjeans fühlt sich Anna nachts sicherer, sie wird als „härter“, als tough wahrgenommen. Sie wird so zwar nicht sexualisiert werden, räumt aber ein, dass es zu homophob motiviertem Street Harassment kommen kann (Anna 489-493:10). Präventive Strategien können sich auch darauf beziehen, in bestimmten Kontexten Orte zu meiden oder nicht aufzusuchen, um bestimmte Erfahrungen nicht zu machen. So zieht Anna zum Beispiel queere Restaurants nicht queeren vor oder sie bestellt sich Essen nach Hause (Anna 501-509:11). Sie können sich auch auf das Vermeiden von Verhaltensweisen in bestimmten Kontexten beziehen – so hält Anna beispielsweise in Taxis nicht mehr die Hand ihrer Freundin*. Somit ist für sie (Un-)Sichtbarkeit eine wichtige präventive Strategie (Anna 532-534:11). Eine weitere Strategie ist, mit anderen queers im öffentlichen Raum unterwegs zu sein (Anna 667-674:14). Sport führt Anna ebenfalls als präventive Strategie an.

Und was momentan jetzt eher bei mir passiert, ich weiß nicht, ob das eine Strategie ist, aber dass ich halt mehr trainier und mehr mir, dass ich einen Selbstverteidigungskurs gemacht hab, dass ich mehr Raum einnehme von Grund auf und halt versuch, also dass ich körperlich einfach mehr Raum nehme. Und dass ich einfach versuch, so Hilfe zur Selbsthilfe, dass wenn was passiert, ich einschreiten könnte, also in dem Fall, dass ich einen Selbsthilfe Kurs gemacht habe. (Anna 724-728:15)

Dani versucht sich oft mit anderen Menschen zu verabreden, um nicht alleine im öffentlichen Raum unterwegs zu sein, was ihr mehr Sicherheit gibt (Dani 31-32:1). Andere Strategien nennt Dani im Kontext der Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln.

Ich muss sagen, dass ich öffentliche Verkehrsmittel momentan so nutze, dass ich einsteige, mit Kopfhörern und einem bösen Gesicht, mich irgendwo hinsetz, meinen Rucksack neben mich stell und drum herum ausblende insofern, als ich eigentlich nur darauf achte, dass ich eventuelle Übergriffe auf andere mitkriege, aber ansonsten versuch ich die Leute weitgehend zu ignorieren. Außer jemand würde sich direkt neben mich setzen und es würde eine körperliche Nähe entstehen. Dann nehm ich halt die Kopfhörer runter und bereite mich darauf vor mich zu verteidigen. (Dani 108-113:3)

Sie setzt Kopfhörer bewusst als Strategie ein, um bestimmte Formen von Street Harassment, wie etwa Getuschel nicht mehr mitzubekommen (Dani 115-117:3). Sie beschäftigt sich auch mit ihrem I Phone, um nicht zu sehen, ob sie angestarrt wird (Dani 146-148:3). Als weitere Strategie nennt sie, nachts mit dem Taxi nach Hause zu fahren (Dani 241-245:5). Genauso wie für Anna, ist Sport für Dani eine Strategie.

Ich bin grade da grade noch mal in so einem Prozess, dass ich eigentlich aktiv mehr lern mein Territorium zu verteidigen, diesen Raum, der mich so umgibt, nen Meter oder ne Bewegungsfreiheit zu behalten. Ich mach jetzt zum Beispiel grade, versuch ich wieder mehr Sport zu machen, denk auch über Selbstverteidigung wieder nach, über Kampfsport, also wieder im Moment aktiver zu werden. Das ist grad so in meiner Lebensphase das, was ich versuch. Also aktive Grenzverteidigung. (Dani 249-253:5)

Sport sieht Dani für sich als Möglichkeit, sich zu festigen. Dani ist momentan an einem Punkt, an welchem es für sie wichtig ist, sich körperlich verteidigen zu können, sollte dies notwendig sein (Dani 392-395:8). Sie setzt auch Kleidung strategisch ein, um Harassment vorzubeugen. Wenn sie im öffentlichen Raum unterwegs ist, zieht sie sich immer etwas über ihre Beine oder ihren Ausschnitt über.

Ich benutz an Tagen wo's mir nicht gut geht, versuch ich mich unsichtbar zu machen, das ist mein Outfit, Verhalten auch. Dass ich nur schnell durchkomm. Sichtbarkeit, Unsichtbarkeit ist ja auch so ein Stichwort und das muss ich schon auch immer wieder für mich nutzen. Da geht's schon um was hab ich an, bis über Körperhaltung, wie verhalt ich mich. (Dani 355-358:7f)

Als weitere Strategien nennt Dani kalt und abweisend wirken (Dani 391:8), Verabredungen treffen, damit sie nicht allein ist sowie zu trainieren schlagfertig zu sein. Das macht sie in Gesprächen mit Freundinnen*, sie recherchiert auch im Internet (Dani 391-401:8).

Beate versucht aktiv Street Harassment vorzugreifen und dieses zu antizipieren (Beate 5-6:1). Ihr ist es besonders wichtig, potentielle Konfrontationen zu vermeiden (Beate 50-51:1). So überlegt sie beispielsweise, wie Menschen auf bestimmte Verhaltensweisen reagieren könnten oder sie schaut sich um, um zu sehen, welche Menschen gerade um sie sind und passt je nachdem ihr Verhalten an. Wenn sie einen guten Tag hat und das Gefühl hat, mit Street Harassment umgehen zu können, überlegt sie sich, was sie sagt, sollte was passieren oder wie sie reagiert. Diese Verhaltensweisen sind Beate nicht bewusst, sondern vielmehr routiniert (Beate 130-134:3). Beate gibt auch an, einen Kurs zum Thema Street Harassment besucht zu haben, um zu lernen, wie sie mit diesen Situationen umgehen kann (Beate 178-180:4). Wie schon bei Anna und Dani ist Aussehen für Beate ebenfalls eine relevante Strategie. Durch ihr momentanes Aussehen, ihre langen Haare, fühlt sie sich geschützt (Beate 304-305:6). Außerdem vermeidet sie auch bewusst, „männlich“ konnotierte Kleidungsstücke zu tragen (Beate 438-439:8). Später im Gespräch fasst sie ihre Strategien wie folgt zusammen.

Mein Körper, meine Kleidung, mein Verhalten anpassen, Punkt eins. Eigentlich nicht schön, wenn ich drüber nachdenke. Punkt zwei, dieses proaktive Scannen und besonders hohe Aufmerksamkeit und Screenen der Umgebung. Punkt drei, schon mal überlegen, was könnte ich sagen, wenn da was passiert, wie könnte ich reagieren. Da hab ich jetzt eh schon ein großes Repertoire. Das ist auch ganz wichtig, dass man so was anlegt, dass man so Workshops macht und dass halt den Leuten mitzugeben, die fühlen sich dann sicherer. (Beate 519-523:9)

Darüber hinaus nennt Beate als weitere Strategien die Straßenseite zu wechseln und als potentiell bedrohlich empfundenen Menschen auszuweichen (Beate 528-532:9).

Auch Margit führt das Wechseln der Straßenseite als Strategie an (Margit 48-51:1). Für Margit ist es ebenfalls eine mögliche Strategie, ab einer bestimmten Uhrzeit mit dem Taxi nach Hause zu fahren (Margit 672-673:14). Sie überlegt auch, ob sie vielleicht unterbewusst absichtlich nachts oft nicht alleine unterwegs ist, als präventive Strategie gegen Street Harassment (Margit 523-525:11). Sie achtet darauf, belebtere Straßen zu nutzen beziehungsweise generell darauf, wo sie geht (Margit 529-530:11). Auch Margit führt die Veränderung von Kleidung als potentielle Strategie an, obwohl sie das selbst nicht tut – das heißt etwa „femininere“ oder „maskulinere“ Kleidung zu tragen (Margit 657-662:13f). Eine andere Strategie ist, mit jemand anders mitzufahren, um den Weg zu verkürzen, welchen sie alleine zurücklegt (Margit 713-714:15).

Karin wendet als präventive Strategie das Vermeiden bestimmter Orte an, welche sie als potentiell bedrohlich wahrnimmt. So erzählt sie etwa, den Naschmarkt nachts ungut zu finden, weswegen sie versucht diesen zu umgehen (Karin 103-105:2). Emma meidet ebenfalls nachts

bestimmte Orte, welche sie aufgrund vieler Betrunkener als nicht sicher wahrnimmt (Emma 111-113:2). Dieses Vermeiden bestimmter Orten ist beiden nicht unbedingt bewusst (Emma und Karin 115-120:2). Karin führt auch das Wechseln der Straßenseite als Strategie an.

Es ist eher so eine Gefühlssache, dass man halt sagt, ich lauf lieber die beleuchtete Straße entlang als die dunkle Seitengasse oder ich wechsel die Straßenseite, wenn ich seh, da sind jetzt halt sechs, sieben betrunkene Männer*, die sich eh schon die ganze Zeit anpöbeln, dann werd ich nicht versuchen da noch durchzugehen. Weil das führt zwangsläufig dazu, dass sie mich ansprechen in irgendeiner Form. (Karin: 123-126:3)

Die Tatsache, warum Emma und Karin so wenig homophobes Street Harassment erleben, hängt unter anderem damit zusammen, dass sie sich an ausgewählten Orten und Lokalen aufhalten (Emma 255-258:5). Emma hat sich außerdem Argumente überlegt, welche sie in konkreten Situationen anwenden kann und beschäftigt sich allgemein mit dem Thema Street Harassment, um mehr Wissen zu erlangen.

Also ich hab mich viel auseinandergesetzt mit Argumenten, verschiedensten Ebenen einfach, eben homosexuell zu sein einfach mal. Und das sichert mich einfach ab, dass ich weiß, wenn nicht einfach ein komplett homophober Mensch, mit dem man wirklich jetzt auch streiten könnte, dass ich einfach genug Sachen habe, die ich einfach dagegen bringen könnte. Insofern hat es mich eigentlich positiv, hat diese Angst, diese Vorsicht eigentlich dazu geführt, dass man sich mehr damit auseinandersetzt. Und dabei bin ich auch dann auf ein paar Sachen mehr draufgekommen, eben wie diese „Stop telling me to smile“. (Emma 551-557:10)

Für Karin ist eine weitere mögliche Strategie, in bestimmten Situationen oder an bestimmten Orten zumindest zu zweit zu sein (Karin 850-855:15). Emma ist klar, dass zwei Menschen nicht ausreichen, wenn die Situation von Street Harassment fünf Männer* involviert. Nach Karins Meinung, erschwert die Anwesenheit von zumindest zwei Menschen dennoch mögliches Harassment und ist demnach eine gute Strategie (Emma und Karin 867-870:15).

4.3.4. Strategien in konkreten Situationen

Strategien in konkreten Situationen von Street Harassment können sehr unterschiedlich aussehen und sind teilweise sehr kreativ. Eine simple Strategie ist für Anna, klar und deutlich Nein zu sagen und zu kommunizieren, dass das nicht in Ordnung ist, was gerade passiert (Anna 292-293:6). Für Anna ist es auch strategisch wichtig, nicht so aggressiv zu sein, „dass sie Leute gleich anfall[t]“, da sie weiß, dies führt bei der anderen Person ebenfalls zu Aggressionen und sie traut sich nicht zu sich körperlich zu wehren. Gleichzeitig wünscht sie sich, in den letzten Jahren mehr Sport gemacht zu haben, damit sie so trainiert wäre, dass es

für sie auch eine Option wäre, „dem so eine reinschlagen [zu können], dass er sich nie wieder traut eine Frau* anzusprechen“ (Anna 410-421:9). Aufgrund Annas großer Angst vor körperlicher Gewalt, zieht sie es in bedrohlich wirkenden Situationen von Street Harassment vor, nicht zurückzureden und lieber zu gehen, statt zu riskieren, abermals die Erfahrung körperlicher Gewalt zu machen (Anna 361-364:8).

In der Regel ist Anna nicht damit zufrieden, wie sie auf Situationen von Street Harassment reagiert. Sie hat das Gefühl, sie hätte anders reagieren und sich besser abgrenzen sollen (Anna 423-424:9). Sie konnte allerdings ein Erlebnis erzählen, wo sie mit ihrer Reaktion zufrieden war. Sie fuhr mit der U-Bahn und ein betrunkenener Mann* hat sie zu sich nach Hause eingeladen. Obwohl sie Nein gesagt hat, ist er nicht gegangen. Weil sie Angst hatte, aus der U-Bahn bezerrt zu werden, ist sie aus sich heraus gegangen, hat ihn angeschrien und ihm mit einer Anzeige gedroht. Daraufhin hat der Mann* Angst bekommen und ist bei der nächsten Station ausgestiegen (Anna 427-445:9). Dadurch, dass diese Situation länger gedauert hat, hatte Anna die Möglichkeit zunächst zu warten, ob ihr jemand hilft und sich dann zu überlegen, wie sie mit der Situation am besten umgeht (Anna 447-451:9f). Anna setzt als Strategie oft nachfragen ein, was die Person meint. Damit die Person einerseits reflektieren kann, ob sie das nochmal sagen möchte, aber auch damit Anna die Gewissheit hat, das Gesagte nicht falsch verstanden zu haben. Dies hat teilweise bereits dazu geführt, dass Leute sich entschuldigt haben (Anna 463-469:10).

Dani versucht, sich bestimmte für sie grenzüberschreitende Blicke nicht allzu sehr zu Herzen zu nehmen, Blicken auf der Straße auszuweichen und sich auf keine Konfrontation einzulassen (Dani 60-66:2). Das macht sie unter anderem, weil sie subjektiv weiß, ihr würde niemand helfen und sie könnte das nicht „argumentieren“ (Dani 63-66:2). Sie führt außerdem Kontrolle als mentale Strategie an, die Kontrolle über eigene Gefühle behalten (Dani 220-223:5). Das ist wichtig für sie, um die Situation noch ein Stück weit mitkontrollieren zu können, da für sie klar ist, dass die harassende Person nicht die vollständige Kontrolle haben darf, „weil dann schwemmt’s [sie] weg“ (Dani 439-443:9).

Das ist dann mehr so, dass ich versuch einen möglichst starken Eindruck zu machen oder so. Was aber nicht mit meinen Gefühlen übereinstimmt. Weil ich innerlich schon Angst hab. Aber ich will nicht, dass das sichtbar wird, wobei ich’s halt nicht weiß, weil ja ich müsst vielleicht noch vorm Spiegel üben. Ich versuch möglichst stark, kalt und wenn’s nötig ist, auch aggressiv zu werden, Angst einflößend, obwohl ich Angst selbst hab. (Dani 267-271:6)

Die Strategie, ihre Gefühle zu kontrollieren, gelingt Dani allerdings nicht immer. Wenn ihre Wut zu groß wird, verliert sie die Kontrolle und beginnt zurückzuschreien, wodurch „das Aggressionslevel steigt und steigt – aber bei beiden“ (Dani 427-433:9). Wenn Dani in eine Situation von Street Harassment kommt, versucht sie zunächst, sich nicht „unterlegen oder schwach zu fühlen“ und auch nicht so zu wirken. Dann schaut sie sich um, ob um sie herum Menschen sind, die ihr helfen könnten und wo der nächste „Fluchtweg“ ist, falls es nötig ist, schnell aus der Situation zu kommen. Auch ihr Telefon hat sie bei der Hand, um gegebenenfalls eine Freundin* oder in absoluten Notfällen die Polizei anzurufen. Ihr Schlüssel ist eine weitere Möglichkeit für sie, sich zu verteidigen. Deeskalation ist ebenfalls eine wichtige Strategie für sie, auch wenn sie dieser gegenüber zwiegespalten ist (Dani 406-415:8f).

Das ist eine große Ambivalenz mit mir, weil ich anscheinend sehr ungern den Preis zahle. Dass ich dann eher taktisch agiere oder der Person sogar entgegen trete und ihr vormache, irgendwas vorzumachen, was ja auch eine Strategie sein kann, um aus der Situation rauszukommen. Oder eine Art von Kommunikation noch suchen, die mit der Person funktioniert, damit es nicht weiter eskaliert. Und das ist was, da dreht's mir aber eigentlich den Magen um, innen drinnen. Weil ich will nicht schau, das ist wieder was, wo ich erst mal auf die Person eingehe, um dann rauszukommen. Ich respektier das als Strategie voll, wenn man das kann. Manchmal könnt ich das selber gern, aber es ist nicht so einfach. Weil da muss ich mich wieder damit konfrontieren, dass ich da eigentlich was mach, mit dem ich nicht einverstanden bin und eigentlich spiele oder vorgebe jemand zu sein, der ich nicht bin. (Dani 415-423:8f)

Eine weitere Strategie ist sitzen zu bleiben, selbst wenn sie Angst hat und den Raum, welchen sie in Anspruch nehmen darf, nicht aufzugeben (Dani 222-223:5). Dani wendet auch Ignorieren als Strategie an, wobei sie weiß, dass das eine unsichere Strategie ist.

Ich hab ihn eher ignoriert, das ist ja immer ne Gradwanderung, ob das jetzt dumm ist. Ich hab halt irgendwann meine Kopfhörer wieder aufgesetzt und meine Zigarette fertig geraucht und er stand neben mir und hat rumgeschrien. (Dani 233-235:5)

Für Dani ist, wenn es nicht anders geht auch körperliche Verteidigung eine Option (Dani 261-262:6). Dani hat eine Zeitlang als Strategie, um Harassment zu beenden, zu Männern* gesagt, sie sei lesbisch, was sich aber ihrer Erfahrung nach nicht bewährt hat (Dani 338-339:7). Es kann außerdem dazu führen, dass sich Situationen von Street Harassment erst recht in die Länge ziehen.

Es dehnt sich auch, es wird noch mal größer. Ich hab das früher noch gemacht, als ich nach Wien gekommen bin und da nicht so viele Erfahrungen hatte. Es bringt aber auch nicht viel zu sagen, dass ich einen Freund habe. Wobei ich hatte auch zwei oder so dabei, die sind dann auch tatsächlich abgezogen. Aber also es ist ja auch so, dass ich da mir

denke, diese Person, wer auch immer da an mich herantritt, das geht sie nichts an. Das geht dich einen Scheiß an, wer ich bin oder was auch immer. Das was du da zu mir sagst, das sagst du nicht, und die Gründe...und inzwischen denk ich mir, ich muss euch nichts erklären, über mich, gar nichts, zieh einfach Leine. (Dani 343-348:7)

Dani geht auch näher auf die Strategie ein, Hilfe zu holen. Wenn es darum geht, in Situationen von Street Harassment andere Männer* um Unterstützung zu bitten, hat sie mit den Jahren eine „gewisse Paranoia“ entwickelt, eine Angst vor der Entwicklung von „Männer*bünden“, die ihrer Erfahrung nach sehr schnell entstehen können.

Ich hab die Erfahrung gemacht, also nicht nur, weil das wär eine Generalisierung, aber dass Männer* durchaus sich zusammentun, wenn ein Mann* beginnt mit einer Art von Belästigung oder Beleidigung und also dass das ist ja immer das, jemand kriegt das mit und schreitet auch ein. Das ist ein Glücksfall oder jemand kann damit auch umgehen oder so, noch mal ein Glücksfall, aber selbst wenn ich dann um Hilfe suche, das heißt, ich wende mich an jemanden und hab ich auch die Erfahrung gemacht – und es ist ein Mann*, an den ich mich wende, weil vielleicht sonst grad niemand da ist – hab ich die Erfahrung gemacht, dass sich der eigentlich mit dem anderen zusammen tut, und es geht eigentlich nur darum, dass das, was ich da will oder sage oder behaupte, dass es übergriffig ist für mich und nein, das ist nicht so und ich kann ja da oder da hingehen, wenn ich mich beschweren will. Also das ist auch Stichwort Polizei, Bademeister, vergiss es. Also für mich, das ist keine Option mehr. Also leider eigentlich, aber... (Dani 200-212:4f)

Wie Anna kann Dani ebenfalls eine Geschichte erzählen, wo sie mit ihrem Umgang mit der Situation zufrieden war. Vor einigen Jahren ist Dani mit dem Fahrrad in einer engen Straße gefahren. Der Autofahrer hinter ihr konnte sie nicht überholen und hat begonnen sexistische Kommentare aus dem Fenster zu schreien. Daraufhin hat Dani ihr Fahrrad vor das Auto geworfen und zu seinem Fenster rein geschrien und „dass er gerne aussteigen kann und [sie] können's klären“. Nachdem er darauf nicht reagiert hat, hat Dani ihr Fahrrad genommen und er ist weitergefahren. Dani beschreibt weiter, warum sie mit ihrem Umgang zufrieden war.

Da hab ich so gedacht, okay, da hab ich mich entladen, da hab ich mich dann auch, also da ist die Wut, die er in mir verursacht hat, dann auch adressiert gewesen, richtig und in der Kraft und in der Stärke, in der ich sie empfunden habe und es war gelöst. Ich hab dann noch kurz überlegt, ob ich mir das Nummernschild aufschreib, aber ich hab's dann nicht gemacht. Ich hab das schon mal versucht in so einer Situation bei der Polizei und die haben dann nichts gemacht. Die haben mir gesagt, ich soll mich beruhigen und ne Nacht drüber schlafen und wenn ich ihn morgen noch mal anzeigen möchte, kann ich wieder kommen. Deswegen hab ich das dann nicht gemacht, aber das war vielleicht eine Situation, in der ich mich danach besser gefühlt hab. (Dani 448-462:10)

Beate nennt als mögliche Strategien als Reaktion auf Schimpfen zurückschimpfen sowie mit einem Anwalt drohen, obwohl sie weiß, dass es dafür keine rechtliche Grundlage gibt. Außerdem gegebenenfalls ein Nummernschild aufschreiben oder zumindest so tun. Ihr geht es

darum, der harassenden Person den Tag genauso zu versauen, wie sie ihren Tag versaut hat (Beate 194-201:4). Auch das Drohen mit der Polizei ist eine Strategie. Ihr geht es vor allem darum, die andere Person aus dem Konzept zu bringen (Beate 542-543:10).

Darüber hinaus ist Wut für Beate eine wichtige Strategie, die ihr gut tut. Wenn sie wütend ist, dann hat sie keine Angst und ihr ist es wichtig keine Angst zu haben. Manche Menschen in ihrem Umfeld können damit teilweise nicht gut umgehen, ihre Freundin* beispielsweise (Beate 221-225:4). Als weitere Strategien nennt sie Komik und Humor sowie übertriebene Reaktionen und etwas, das sie als paradoxe Interventionen bezeichnet (Beate 307-309:6). Um überhaupt wütend werden zu können, muss sie die Schuld an der Situation bei der anderen Person suchen. In der Regel, wenn Beate es schafft auf die Situation zu reagieren und nicht gerade einen schlechten Tag hat, geht es ihr nach Situationen von Street Harassment gut (Beate 582-590:10). Es hängt von mehreren Faktoren ab, ob sie mit ihrem Umgang zufrieden ist – ihrer Tagesverfassung, auf die harassende Person. Mit zunehmendem Alter findet Beate außerdem einen besseren Umgang mit Street Harassment (Beate 394-395:7).

Für Margit stellt „abhauen“ und nicht auf Konfrontation gehen immer eine wichtige Strategie da, vor allem, wenn sie Situationen als bedrohlich wahrnimmt (Margit 193-196:4). Hilfe holen ist eine weitere Strategie, wobei dies nicht immer möglich ist – wenn zum Beispiel nicht viele Menschen da sind (Margit 184-185:4). Margit kann Street Harassment besser ignorieren, wenn sie in der Situation alleine ist (Margit 301-303:6). Margit meint auch, dass sie je nach Situation unterschiedliche Strategien anwendet.

Und was ich halt noch mach, wenn ich irgendwie angefressen bin oder mich das halt wütend macht, dass ich irgendwie den Menschen irgendwas Böses hinterher ruf, um das halt raus zu lassen. Es kommt halt auch drauf an, welche Situation das jetzt ist. Wenn da jemand an einem vorbei geht und dann eh schon weg ist, ist es was anderes, als wenn man vielleicht irgendwo rumsteht und jemand herkommt. Und da ist es dann eher dieses, dass man dann laut und klar sagt, geh weg und lass das, und so. (Margit 736-741:15)

Für Margit ist es nicht nur wichtig, wie sie sich in Situationen von Street Harassment verhält, sondern auch, wie die harassende Person reagiert. Dabei ist es für sie vor allem wichtig, dass die harassende Person versteht, dass es nicht in Ordnung ist, was sie getan hat und sich entschuldigt. Margit ist jedoch klar, dass dies eine sehr unrealistische Erwartung ist (Margit 211-215:5). Wie auch Anna und Dani gibt Margit an, in der Regel mit ihren Reaktionen auf konkrete Situationen unzufrieden zu sein.

[I]ch glaub, das ist einfach auch schwierig damit zufrieden zu sein, weil...weil ich glaub die Möglichkeit, dass man die Situation durch das eigene Handeln so beeinflusst, dass es sich dann irgendwie gut auflöst...zum Beispiel, was ich vorhin gesagt hab, dass die andere Person checkt, was sie gemacht hat und dass das scheiße war, ich glaub, das ist halt einfach ziemlich schwierig. Meine eigene Zufriedenheit hängt ja auch davon ab, was die andere Person dann tut. Und wenn ich zum Beispiel aktiv reagier und irgendwas tu und die andere Person das belächelt, bin ich vielleicht auch nicht zufrieden, obwohl es besser ist, als gar nichts getan zu haben. (Margit 772-779:16)

Margit weiß, es ist möglich die Perspektive einzunehmen, dass es bereits ausreicht, aktiv zu reagieren und klar zu machen, warum das Verhalten der anderen Person nicht in Ordnung ist, ohne dass die weitere Reaktion dieser Person relevant ist. Sie meint aber, so weit ist sie „noch nicht gekommen“ (Margit 801-806:16). Sie erinnert sich an eine Situation, wo sie mit ihrem Umgang zufrieden war. In dieser Situation war sie mit ihrer Freundin* in der U-Bahn und sie haben sich geküsst. Ein fremder Mann* ist auf sie zugegangen und meinte „im Prückl wär das nicht erlaubt [Anmerkung: ein Café, aus welchem ein lesbisches Paar geworfen wurde]“. Der Mann* hat sich allerdings entschuldigt, nachdem er gemerkt hat, wie unangenehm den beiden die Situation war. Er wollte einen Scherz machen und hatte keine bösen Intentionen (Margit 784-789:16).

Als sie jünger war, ist Emma im Zickzack nach Hause gegangen, wenn sie das Gefühl hatte verfolgt zu werden (Emma 77-78:2). Wenn Karin auf eine bestimmte Art konfrontiert wird, gibt sie ihren Raum bewusst nicht auf und macht deutlich, was sie von dem Verhalten des Harassers hält, indem sie zum Beispiel betont ihre Augen verdreht (Karin 164-173:3). Auch klar Nein zu sagen ist eine Strategie oder zu behaupten, sie hätte einen Freund (Karin 205-207:4). Fremde Männer* haben Karin mehrmals gefragt, ob sie ihnen einen blasen möchte. Das letzte Mal, als dies passiert ist, hat sie die für sich perfekte Antwort gefunden.

Warum nicht [Anmerkung: Frage des Harassers auf ihre Verneinung]? Und die perfekte Antwort drauf ist, weil du hässlich bist. Und damit sind die komplett überfordert. Weil das ist so unhöflich, von einer Frau*, das zu sagen, das haben sie, glaub ich, noch nie gehört in ihrem Leben. Der war komplett überfordert. Das war witzig, weil ich wollte ihm einfach nur irgendwas sagen. Dann hat er nach Luft geschnappt und hat versucht mich auch zu beschimpfen, ihm sind aber keine Worte eingefallen und dann musste er auch selber tatsächlich mit dieser Straßenbahn zu fahren. Er hat sich nicht getraut, mit mir einzusteigen, sondern er hat geschaut, wo ich einsteige und hat die Tür genommen, die am weitesten entfernt war, damit er mich nicht mehr sieht und nichts mit mir zu tun hat. Ich glaube, das hat ihn so tief verletzt, diese blöde und dumme Aussage, weil sie wahrscheinlich genau auf seinem Niveau war. (Karin 224-226 bzw. 231:4)

Karin war selbst überrascht, wie gut das funktioniert hat und freut sich schon darauf, das zu wiederholen (Karin 238-241:4). Sie hätte sich allerdings anders verhalten, wenn vor ihr „ein riesiger Schrank“ gestanden hätte. Dem hätte sie nicht gesagt, er sei hässlich (Karin 991-

998:17). Emma will keine Konfrontation, wenn nicht eine bestimmte Anzahl an Menschen da ist, weil sie sich sicherer fühlt, wenn „genug Leute rundherum sind“ (Emma 302-305:6). Karins Reaktionen auf Street Harassment sind mit der Zeit etwas extremer geworden. Um dies zu veranschaulichen, bringt sie folgendes Beispiel.

Eben auf diese Standardfrage von fremden Leuten, „Hast du einen Freund?“, hab ich immer geantwortet, ja, hab ich. Und dass ich jetzt halt schon, auch nicht in jeder Situation, aber wenn ich mich traue, „Ich hab eine Freundin*“. Das ist schon etwas, was ich geändert habe, weil ich mir denke, man muss die Leute auch damit konfrontieren, weil sonst, wie sollen die sonst Erfahrungen damit sammeln, wenn sie nie Kontakt damit haben. (Karin 531-536:9)

Karin beschreibt, wie sie sich hin und wieder auf ein Gespräch mit Menschen, in dem Fall Männer*, eingelassen hat, mit der Absicht, ihnen die Möglichkeit zu geben mehr Wissen über Homosexualität zu bekommen und ihr Verhalten zu reflektieren und zukünftig zu verändern (Karin 536-543:9f). Emma sucht nicht unbedingt eine Konfrontation. Wenn es allerdings zu einer kommt, ist sie sich sicher, sich rechtfertigen zu können (Emma 547-550:10). Emma wendet außerdem die Strategie an, mit Leuten zu reden, als ob sie dement wären, „[e]infach wiederholen, was die Person gesagt hat“. Dadurch bleibt Emma auch auf der sicheren Seite. Allerdings hat Emma das, obwohl sie es sich schon Jahre vornimmt, noch nicht umsetzen können (Emma 643-645:11). Karin meint, es ist hilfreich, wenn man zeigt, dass die Situationen einen nicht trifft und der Versuch der Harasser, einen kleiner zu machen, nicht funktioniert (Karin 661-662:12). Tough tun ist eine weitere Strategie, welche Karin anwendet (Karin 667-674:12).

Es hängt immer von der Situation ab, und von dem Menschen, mit dem man jetzt konfrontiert ist. Ich glaub, es gibt kein allgemeines Rezept, so verhält man sich richtig. Aber ja, ich glaub bei vielen, dieses tough sein, ich glaub, dass das in vielen Situationen hilft. Also mir hat das immer viel geholfen, grad wenn man im öffentlichen Raum ist, grad als Teenager. Also ich war niemand, der das komplett ignoriert hat. Sondern, ich hab sie angeschaut und gesagt, „Jungs, wirklich?“ und bin weitergegangen. Und das war meistens so, dass ich damit recht gut gefahren bin. Also besser, als wenn ich nichts tu, und sie dann noch hundert Stunden hinterher pfeifen. Aber wie gesagt, das ist glaub ich ganz stark situationsabhängig, auch im Rahmen der Möglichkeiten, die man hat. (Karin 667-674:12)

Wie Karin reagiert, hängt von ihrer Tagesverfassung ab. Wenn es ihr gut geht, dann lässt sie sich darauf ein, dass etwas passieren kann, an Tagen, wo es ihr nicht gut geht, wechselt sie lieber die Straßenseite (Karin 690-695:12). Wenn Karin eine Situation rechtzeitig als Street Harassment erkennt und reagiert, ist sie in der Regel mit ihrer Reaktion zufrieden (Karin 699-700:12). Emma versucht ebenfalls, die Situation „in die Richtung ernsthaftes Gespräch [zu]

bringen" (Emma 723-725:13). Für Karin ist aktiv reagieren bereits eine Strategie, weil ihrer Erfahrung nach übergriffiges Verhalten nicht aufhört, wenn man es ignoriert (Karin 875-878:15). Emma gibt als weitere Strategie an, dass, wenn sie zum Beispiel mit einem männlichen Arbeitskollegen unterwegs ist, sie diesen als Freund ausgibt, um ihre Ruhe zu haben (Emma 880-886:15). Emmas Strategien bleiben nicht immer gleich, auch weil die Kontexte, in welchen Street Harassment auftritt, so unterschiedlich sein können (Emma 922-927:16).

Also ich weiß, ich hab das schon als Kind gelernt und das hat mir in Paris sehr geholfen, dass, wenn man in eine wirklich echte Gefahrensituation kommt, das abrufen können, was tut man dann und in dem Fall ist es wirklich einfach dieses ganz normal weitergehen, bis drei zählen und loslaufen ins nächste Geschäft, Lokal, was auch immer, wo halt Menschen sind. Das weiß ich, das ist etwas, ich schon zwei, dreimal in meinem Leben benutzt. Und das sind schon Sachen, die man im Hinterkopf halten sollte. Weil da kann man sonst auch nichts machen, wenn da was passiert. (Karin 929-934:16)

Emma fügt noch hinzu, es sei eine Strategie jemanden anzurufen (Emma 936-939:16). Emma macht Sport und ist deswegen oft mit einer großen Sporttasche unterwegs. Sie meint, das wäre für sie auch eine Strategie, diese als Waffe einzusetzen (Emma 983-985:17). Emma erzählt auch, wie sie sich verhält, wenn sie Street Harassment beobachtet. Sie sucht dann Blickkontakt zu anderen unbeteiligten Menschen oder spricht diese an, „[w]eil teilweise fehlt einfach, bei vielen fehlt nur ganz wenig, dass sie was machen oder sagen, aber sie wollen dann auch nicht alleine dastehen" (Emma 1231-1233:21). Auch Karin erzählt, was sie tut, wenn es darum geht als Beobachterin zu intervenieren. Karin muss gleich reagieren, wenn sie Street Harassment beobachtet, sobald sie zu überlegen beginnt, ob sie einschreiten soll oder nicht, sinkt die Wahrscheinlichkeit stark, dass sie interveniert (Karin 1245-1249:21). Karin geht allerdings auch auf Grenzen von Strategien ein. Es ist bereits öfters passiert, dass sie in Situationen von Street Harassment in ein „Mädchenschema“ fällt, „dass man halt blöd lacht und es eh nicht so schlimm findet" (Karin 610-614:11). Auch Emma reagiert oft „falsch“. Anschließend erklärt sie, was für sie „richtiges“ Verhalten bedeutet.

Ja, falsch reagieren ist, hahaha. Und Ausschnitt hochziehen. Das ist beides falsch. Das Richtige wäre zu sagen, was auch immer, wie unmöglich das jetzt war. Dass er sich schlecht fühlt. Weil er hat sich schlecht benommen, dann hat er sich peinlich berührt zu fühlen und nicht du. Alle schämen sich fremd. Und das blöde Benehmen bleibt irgendwie unbestraft. (Emma 632-635:11)

Emma fügt erkennt ebenfalls immer wieder Street Harassment erst im Nachhinein als solches, wenn es bereits zu spät ist um noch etwas zu tun (Emma 624-628:11). Emma hat das Ziel,

ebenfalls einmal jemanden derart aus dem Konzept zu bringen, wie diese Person das bei ihr macht. Das ist ihrer Erfahrung nach aber nicht leicht, sie hat es bisher auch nicht geschafft.

Dass er sich auch mal, einfach so zu reagieren, einfach schön den Spiegel vorhalten. Aber es geht ja auch nicht so leicht, weil man muss dann auch im gleichen Moment was finden, was den jetzt auf gleiche Art unwohl macht. Und eben, wenn das jetzt jemand ist, dem das eh scheißegal ist, dann musst du was anderes sagen, als wenn das jetzt jemand wär, wo's eh reicht, wenn man jetzt hinterfragt, warum der dich das jetzt fragt. Das würde manchmal, glaub ich, schon reichen, dass er noch mal merkt, was er eigentlich für Blödsinn redet. Hör dir doch selber zu. Wahrscheinlich wär das eh das Beste. (Emma 1002-1009:17)

Karin betont außerdem die Relevanz von Erfahrung im Kontext von Street Harassment, wenn es darum geht, mit einer harassenden Person das Gespräch zu suchen.

Ja, ich glaub, das ist auch ein bisschen die Kunst, wo einem auch noch ein bisschen die Erfahrung fehlt, einfach das anzusprechen, ohne dass derjenige sich aber übermäßig angegriffen fühlt, weil dann schafft der auch gleich wieder so eine Antifront und man kommt nicht durch. Im Prinzip auch wie bei einem kleinen Kind, wenn man sich erinnert, man hat irgendwas gesagt, was man nicht sagen soll, dann haben die meisten wahrscheinlich auch nicht gleich ne Ohrfeige bekommen von der Mutter, sondern gesagt du, das ist nicht in Ordnung, weil aus dem und dem Grund. Überleg dir das nächste Mal, bevor du so was sagst. Und da hat man sich als Kind unglaublich peinlich berührt gefühlt, dass das so angesprochen wurde, ohne dass es aber gleich ins Kränkende geht in irgendeiner Form. Ich glaub, das ist auch ganz, ganz wichtig. (Karin 647-654:11)

Karin hat bereits oft gehört, viele Frauen* hätten Hemmungen sich körperlich zu wehren (Karin 1011-1014:17). Sie denkt, es ist wichtig, dass körperliches Wehren eine Option ist für Extremsituationen, sowie lautes Schreien, wobei sie denkt, dies stellt für viele Frauen* eine Hemmschwelle dar. Demnach findet sie wichtig, diese Strategien zu üben, weswegen sie entsprechende Angebote in Schulen gut findet (Karin 1019-1024:18). Emma fügt hinzu, dass sie denkt, das ist, weil Frauen* auch im Kampf noch daran denken, was ihre Handlungen für weitere Konsequenzen nach sich ziehen (Emma 1046-1050:18).

Wie gesagt, ich glaub es ist prinzipiell nicht schlecht, dass Frauen* keine Gewalt anwenden in Situationen, wo sie auch so rauskommen, aber ich glaub, es gibt auch genug, wo sich Frauen* mehr wehren könnten, wenn sie diese Hemmungen fallen lassen könnten. Das kann man aber keiner Frau* zum Vorwurf machen, das ist ja nichts, was du...das ist ja etwas, was man schnell hört, sie ist selbst Schuld, wenn sie sich nicht gewehrt hat. So ist es nicht. Weil das ist so eine arge Sperre im Kopf. Das ist nichts, wo du sagen kannst, ja, mach doch einfach. (Karin 1066-1070:18)

4.3.5. Strategien nach konkreten Situationen von Street Harassment

Nach dem Erleben von Street Harassment geht es vielen der interviewten Frauen* oft nicht gut. Hier geht es um Strategien, wie sie mit dem gerade Erlebten und dem emotionalen und körperlichen Zustand umgehen. Anna weiß, dass sie einzelne Harasser nicht ändern kann. Ihre Strategien denkt sie deswegen eher gesamtgesellschaftlich. Ihre Strategie etwas zu ändern ist, mit anderen Menschen darüber zu sprechen, Aktivismus gegen Sexismen und Homophobie, „[o]b’s jetzt ist, dass [sie] es schaff[t] eine Riesendemo mit über 3000 Leuten an einem Platz zusammen zu trommeln oder ob’s einfach Workshops sind“ (Anna 330-336:7). Anna kann darüber hinaus auf Ressourcen in ihrer Partnerinnen*schaft zurückgreifen sowie in Organisationen in welchen sie aktiv ist, queer feministischen Räumen, Seminaren und Supervisionen Unterstützung finden (Anna 683-684:14).

Meiner Partnerin* oder sehr guten Freundin*nen* erzähl ich’s eigentlich sofort, also dass ich sie anrufe, erzähl was passiert ist, dass ich mich auch bestärken lasse, dass ich gut reagiert hab, dass ich mich austausch, dass das nicht nur mir passiert, dass ich das nicht so persönlich nehme, nicht so nah an mich ranlasse. Und dann grundsätzlich, wenn ich halt davon ausgehe, dass ich etwas verändern möchte, dann greife ich halt auf Netzwerke zurück, wie Organisationen oder Kollektive, die ich halt kenne. Menschen, in verschiedenen Organisationen, ob politisch oder nicht politisch, die mit mir dann irgendwas draus machen. Eine Demo, einen Flyer...Und ich nütze jede Aufmerksamkeit, die ich bekommen kann, um das aufzuzeigen, dass es das gibt. Also jetzt medientechnisch gesehen. (Anna 686-693:14)

Für Dani ist es ebenfalls eine wichtige Strategie, mit anderen über das Erlebte zu reden (Dani 240-241:5), vor allem, wenn sie merkt, das Erlebte erzeugt in ihr „einen Gedankenstrudel, aus dem [sie] jetzt nicht mehr ohne Kommunikation mit einer anderen Person“ herauskommt (Dani 291-295:6). Eine weitere Strategie ist es auch, bewusst eigenen negativen Gedanken entgegen zu arbeiten (Dani 276-277:6). Sie gibt auch an, in Therapie zu sein. Diese sucht sie nicht wegen Street Harassment auf, aber das bespricht sie dort auch (Dani 278-279:6). Was Dani sehr hilft, ist ihr Beruf als Künstlerin. Es tut ihr sehr gut, als „kraftvolle, ermächtigende Figur auf Bühnen [zu] gehen“, um Erlebtes zu verarbeiten und sich wieder ein positives Selbstbild anzueignen (Dani 283-287:6). Eine weitere wichtige Strategie ist für Dani auch durch Internetrecherche herauszufinden, wie es anderen mit dem Thema geht sowie sich allgemein Wissen darüber anzueignen.

Ich, auch, ich wend mich schon auch, also ich bin jetzt nicht aktiv in Foren, aber es hilft mir, wenn ich Erfahrungen von anderen Leute lese und wie sie sich verhalten haben, obwohl ich das dann auch zwiespältig sehe, aber doch, ich les dann Texte, das hilft mir auch, entweder Postings von anderen Leuten wo ich merk, okay es gibt eine Solidarität oder so in Reaktionen darauf, aber man muss da auch vorsichtig sein, wo man das liest.

Also ein Forum auf Standard muss nicht sein, also die Kommentare. Aber da hilft mir schon auch Sachen die über facebook geteilt werden zu dem Thema oder auch andere Kanäle oder meiden jetzt. Es gibt ja immer wieder ganz gute Texte, die jetzt nicht so akademisch sind, aber das hilft mir dann schon, wenn ich dazu auch was les. (Dani 467-474:10)

Für Dani stellt Wissen über das Thema nicht nur eine Strategie dar, um mit Street Harassment anders umzugehen, es hilft ihr außerdem eine Distanz dazu zu bekommen (Dani 479-480:10). Ihre Arbeit als Künstlerin hebt sie als besonders wichtige Strategie hervor, Kunst hat für sie etwas Therapeutisches (Dani 500:10).

[A]ja was ich auch vorher schon gemeint hab, dass mir meine Arbeit ja schon dabei hilft, genau diese Gefühle wieder so zu kanalisieren, weil ich das große Glück habe als Performerin zu arbeiten und darin auch viel von meinen Gefühlen immer wieder, also kommt jetzt drauf an ich verwurste nicht alles, aber ich kann da entweder Dinge verwenden, diese Gefühle oder ich kann mich darin empowern wieder und eigentlich für diese schlechten Erfahrungen, die dann, die ich schon auch nicht immer aber so ein schlechteres körperliches Gefühl bringen können, kann ich durch eine Performance dann immer wieder ausgleichen, weil ich die so anleg, darin hab ich die Handlungs- und Definitionsmacht oder. Das ist mein Raum, dann in dem Moment in dem ich auftret und das hilft mir extrem. (Dani 489-496:10)

Wie Dani wendet auch Beate nach Situationen von Street Harassment mentale Strategien an.

Ja also, jetzt bei so übergriffigen Situationen denk ich mir nachher, auch wenn's mich jetzt emotional betrifft, versuch ich im zweiten Moment mir zu sagen, dass das jetzt nicht okay ist und versuch Gefühle auch nachzuvollziehen, dass ich sag, das ist jetzt nicht okay gewesen, ich brauch mich jetzt nicht deswegen schlecht fühlen. (Beate 230-233:4)

In den vergangenen Jahren hat Beate das Ziel verfolgt, sich mehr anzupassen, insofern, als dass Erfahrungen von Street Harassment, „so wie bei normalen Menschen, dass es da rein und da rausgeht“. Meistens spielt Beate die Situation noch länger in ihrem Kopf durch. Sie fragt sich dann, wieso sie sich jetzt damit beschäftigt und warum es ihr so nahe geht. Andere Strategien sind für sie sich bei Organisationen wie ZARA oder lamda Hilfe zu holen (Beate 373-378:7). Beate hat außerdem den Anspruch zu lernen sich besser abzugrenzen.

Gar nicht durch diese Interventionen unbedingt, sondern dass ich mir denk, okay, ich bin was wert. Es sagen mir viele Leute, dass ich was wert bin. Und das ist ein Trottel. Abgrenzung ist da, glaub ich, ein gutes Stichwort. Ich kann's auch nicht gut, ich kann's wirklich schlecht. Aber das ist mein Ziel, da will ich hinkommen. (Beate 399-401:7)

Auch das Sprechen mit anderen Menschen ist für Beate eine Strategie, um mit dem Erlebten umzugehen (Beate 581-582:10).

Diese Strategie wendet Margit ebenfalls an (Margit 396-398:8). Das funktioniert nicht immer, weil sie teilweise nicht die Reaktionen bekommt, die sie braucht. Das passiert etwa, wenn das Erzählte als Normalität heruntergespielt wird (Margit 398-402:8) oder es verharmlost wird, weil „nichts“ passiert ist, es nicht ernst genommen wird. Ein Grund, nicht mit anderen darüber zu sprechen, ist auch, dass sie nicht will, dass sich jemand Sorgen macht, weswegen sie beispielsweise ihrer Mutter nichts erzählt (Margit 406-412:8f). Was sie auch nicht will, ist Mitleid (Margit 416-418:9). Teilweise stellt sich bei ihr außerdem eine Resigniertheit ein, da ihr bewusst ist, dass sie immer wieder Street Harassment erleben wird und daran nichts ändern kann (Margit 418-421:9). Was Margit braucht, ist ernst genommen zu werden, dass andere vor allem zunächst zuhören, darauf eingehen wie es ihr geht und auch zulassen, dass sie sich über das Erlebte aufregt (Margit 430-433:9). Margit meint, sie hat sich früher oft über sich selbst geärgert nach Situationen von Street Harassment, weil sie dachte, anders reagieren hätte zu können – bis sie darauf gekommen ist, es sei nicht ihre Schuld, wenn etwas passiert. Sie möchte Situationen so gestalten, „dass [sie] nachher eben nicht in dieser Opferposition ist, in die man halt reinkommt, wenn man halt so einen Übergriff erlebt und sich dann damit beschäftigen muss“ (Margit 263-271:6). Sie beschreibt auch, wo sie hinkommen möchte.

Ich glaub, es war auch früher so, vor ein paar Jahren, dass ich selber gar nichts gesagt hab und das der anderen Person überlassen hab, mit der ich unterwegs war. Und dann einfach froh war, wenn die Situation vorbei war und...jetzt halt irgendwie versuch eben selber auch was zu sagen oder halt die andere Person damit zu konfrontieren und eine Reaktion zu zeigen. Aber ja...Aber eben dann auch drauf komm, dass das jetzt auch nicht befriedigend ist, in der Situation. Ich hab mir wahrscheinlich auch mal gedacht, wenn ich nur selber in der Situation den Mut aufbring oder die Stärke hab, was zu sagen, dass sich das dann besser anfühlt, weil quasi du warst scheiße zu mir, jetzt bin ich scheiße zu dir. Aber das ist irgendwie nicht so, weil's trotzdem ärgert. Weil ich halt trotzdem dieses Ding hab, was soll das, wieso machst du das, was fällt dir eigentlich ein? Wahrscheinlich eh auch die Frage...ich glaub die Frage, was ich dann mit meinem Ärger tu, die beschäftigt mich eben erst seit kurzer Zeit intensiv. (Margit 822-833:17)

Karin geht schnell auf Kontra und erst im Nachhinein denkt sie daran, dass die Situationen auch anders hätten ausgehen können (Karin 352-355:6). Es kommt öfters zu Situationen, die sie erst im Nachhinein als Street Harassment erkennen und sich dann erst ärgern, vor allem über sich selbst, weil sie nicht reagiert haben (Karin und Emma 389-399:7). Karin beschreibt auch gegen sich selbst gerichtete Wut, weil sie die Situation nicht anders gelöst hat und den Harasser in seinem Verhalten noch bestärkt hat (Karin 617-619:11). Emma hat nach Situationen das Bedürfnis mit vielen Menschen über das Erlebte zu sprechen (Emma 1074-1076:18). Sie braucht die Zustimmung, im Recht zu sein und dass ihre Gefühle berechtigt sind und es in Ordnung ist, so zu fühlen (Emma 1081-1083:19). Emma findet in ihrem

Freundinnen*kreis nicht immer gleich die Unterstützung, die sie braucht (Emma 1108-1109:19). Karin ist genau anders als Emma, sie mag nicht mit anderen darüber reden, als Einziger würde sie es noch Emma erzählen (Karin 1078-1079:19). Karin hakt das Erlebte gerne möglichst schnell ab, sie wüsste nicht, was ihr Gegenüber sagen könnte, damit es ihr besser geht (Karin 1119-1122:19).

[W]enn's direkt mich betrifft, mich allein, dann ist das schon etwas, was ich mit mir selbst lieber ausmache. Ich mag das auch nicht, wie jeder seinen Senf dazu gibt und was er jetzt glaubt, was jetzt richtig gewesen wäre und ob das jetzt schlimm war oder gefährlich war oder eh nicht so schlimm und gefährlich war und es eigentlich komplett dramatisieren, wo ich jetzt sag, es ist jetzt aber nichts passiert im Endeffekt, das ist ja auch ein bisschen mein Anliegen, ich bin da gut rausgekommen, und dann brauch ich nicht jemanden, der mir dann auch das fünfzigste Szenario aufzählt, was nicht alles hätte passieren können. Und das hat man halt auch relativ schnell im Freundeskreis. (Karin 1094-1106:19)

4.3.6. Strategien als Paar

Die interviewten Frauen* erzählen auch, wie sie mit Street Harassment in einer Paardynamik umgehen. Anna meint, dass es für sie und ihre Freundin* eine Strategie ist, zu zweit im öffentlichen Raum unterwegs zu sein, um sich unterstützen zu können (Anna 654-658:14). Für Anna ist es wichtig, sich mit der Person, mit der sie unterwegs ist, einig zu sein, „wie sehr man sich darauf einlässt“, da es zu Konflikten führen kann, wenn einer Person Sichtbarkeit sehr wichtig ist und die andere Person lieber unsichtbar bleiben möchte. Für Anna ist Sichtbarkeit sehr wichtig, vor allem aus politischer Überzeugung heraus (Anna 614-624:13). Nach einer gemeinsam erlebten Situation von Street Harassment können unterschiedliche Bedürfnisse vorhanden sein, welche die Beziehung belasten. Ihre Freundin* beispielsweise regt sich sehr auf, was Anna unangenehm ist. Sie braucht dann vor allem Trost und möchte darüber sprechen. Weil ihre Freundin* sehr lange braucht, um nicht mehr aggressiv zu sein, kann sie sich in solchen Momenten nicht auf Anna einlassen.

[S]ie war so mit sich beschäftigt. Und das war dann natürlich längerfristig nicht so geil, wenn ich dann meine Sachen nicht mit ihr besprechen kann, weil sie halt selber von der Aggressivität gefangen ist. [E.] will mich halt beschützen. Sie hat sich dann entschuldigt, weil das ist ja auch eine Art von Bevormundung natürlich, wenn man halt glaubt, dass die Person sich nicht selbst beschützen kann. (Anna 635-647:13)

Wie auch Anna spricht Dani an, wie wichtig es ist, sich mit der Freundin* abzusprechen, wann und wie viel Sichtbarkeit für sie in Ordnung ist.

Das ist eine interessante Frage, weil ich da oft sehr outgoing bin, [...] was mir auch die Erfahrungen der letzten Jahre gezeigt haben dazu, weil ich dann schon auch von meinen Partnerinnen* darauf hingewiesen wurde, dass ihr das jetzt nicht so angenehm ist und das Bedürfnis darin auch so ein bisschen, vielleicht nicht immer, aber dass es auch Tage gibt, wo das jetzt nicht so offensichtlich sein soll. Ich will das auch respektieren, wenn meine Partnerin* sagt, hey ich hab jetzt grad keine Lust mit dir Hand in Hand zu gehen, weil ich mich grad nicht so fühl [...]. Ansonsten bin ich aber so, dass ich jederzeit dieses wie sag ich's, dieses Auftreten von uns beiden und dass wir da sind und so, das würd ich jederzeit verteidigen. Ansonsten wenn wir jetzt abends ausgehen und Hand in Hand sind in der U-Bahn oder am Heimweg und es würd irgendwas kommen, dann würd ich da jederzeit, das hört sich so blöd an, aber kampfbereit sein. Aber ich stimme das so mit meiner Partnerin* ab, wie da grad die Gefühle sind oder wie das gewünscht wird im Sinne der Sichtbarkeit. Und respektier das auch, wenn ich grad küssen oder Händchen halten will und sie will nicht. (Dani 506- 520:11)

Beate und ihre Freundin* wenden als präventive Strategie Unsichtbarkeit an, wenn viele Menschen um sie herum sind. Das kann dann sich konkret so äußern, dass sie etwa ihre Hände loslassen (Beate 6-11:1). Gerade Fragen um (Un-)Sichtbarkeit kommunizieren die beiden auch explizit.

Jede von uns sagt halt je nach Tagesverfassung, hey du, ich will jetzt deine Hand nicht halten, also es wird jetzt nicht so direkt ausgesprochen, was ich mir denk, was sie sich denkt, ich will jetzt die Hand nicht halten, ich will jetzt nicht Händchen halten, weil heute hab ich einen ganz guten Tag und das würd mir jetzt zu nahe gehen, wenn jetzt Leute deppert reden. Das ist eigentlich nicht abgesprochen, das ist meistens ja auch körperlich, man nimmt die Hand der anderen, lässt sie los. Und dann seh ich schon die Menge von Menschen vor mir, dann weiß ich, was los ist. (Beate 142-147:3)

Beate erzählt von einem homophob motivierten Fall von Street Harassment. In diesem haben sie und ihre Freundin* verbal aggressiv reagiert (wie auch der Typ), um die Wut die da war gleich rauszulassen, damit es ihnen danach nicht so schlecht geht. Sie haben danach eine Mail verfasst an den Campingplatz, wo der Vorfall stattfand sowie sich rechtlich bei Lambda informiert, welche Optionen sie haben. Beate hat auch bei ZARA angerufen, um zu fragen ob es möglich ist, diese Erfahrung in ihrem Rapport aufzunehmen, außerdem auch die HOSI, um sich zu erkundigen, ob diese homophobe Vorfälle dokumentieren (Beate 180-190:4). Auch in konkreten Situationen kommunizieren die beiden miteinander.

Oder auch, wenn mir was entgegengebracht wird, der Mann*, der so da sitzt und meine Freundin* anstarrt und sie sagt zu mir, mir ist das jetzt unangenehm, können wir Plätze tauschen. Haben wir halt Plätze getauscht und ich hab mich auch so hingesezt und so angefangen. Ich hab ihn halt mit offenem Mund, wie eine geistig Entrückte, angestarrt, bis ihm das unangenehm wurde. Ich hab ihm das zurückgegeben. Ist ein gutes Gefühl. Ist vielleicht für meine Partnerin* auch nicht gut, weil die schämt sich dann doppelt. (Beate 244-249:5)

Beate hat als Strategie auf das Verhalten des Mannes* übersteigert, übertrieben reagiert und sich „wie eine geistig, wie eine verrückte Person verhalten“ (Beate 253-255:5). Diese Strategie bezeichnet sie als paradoxe Intervention (Beate 259:5). Paradoxe Intervention kommt nach Beate aus der Psychotherapie und bedeutet „Gleiches mit Gleichem zu behandeln, nur ein bisschen übertriebener“ (Beate 270-271:5). Die Logik dahinter ist Angst einzuladen, damit diese im Endeffekt nicht auftritt (Beate 271-272:5). Sie selbst hat sich danach gut gefühlt und war zufrieden mit ihrer Reaktion, ihre Partnerin* jedoch hat sich unwohl gefühlt, da sie das Verhalten als zu übertrieben empfunden hat. Das führt Beate in eine Ambivalenz, da sie für sich Strategien gefunden hat, um mit Situationen umzugehen, die aber wiederum dazu führen, dass sich ihre Freundin* oder andere ihr nahe stehenden Menschen nicht gut fühlen, was Beate auch nicht will (Beate 263-265:5). Anders als in einer heterosexuellen Beziehung, in welcher die Rollenverteilung von „Beschützer“ und „Beschützter“ normativ vorgegeben ist, muss diese in einer lesbischen Beziehung erst ausgehandelt werden beziehungsweise auch, wann diese Rollen wiederum wechseln. Ihrer Meinung nach ist das gar nicht so einfach (Beate 472-476:8). Ihre Freundin* und sie wechseln als Strategie auch die Straßenseite (Beate 528-530:9). Wenn die beiden zusammen Street Harassment erfahren, dann sprechen sie im Nachhinein darüber (Beate 581-582:10). Die beiden haben nicht explizit darüber gesprochen, wie sie sich in Situationen von Street Harassment verhalten wollen. Wenn es zu einer Situation kommt, beginnen beide in der Regel „zu schimpfen und auszurasen“, was für Beate auch passt (Beate 628-629:11). Später führt Beate aus, was manche an ihrem Verhalten in Situationen von Street Harassment stört.

Sie verlieren selber auch die Kontrolle über die Situation. Angegriffen werden ist ja etwas, was wir alle schon kennen. Eine gewisse Reaktion der Abwehr auch, aber sich dann völlig verrückt stellen, wie ich das dann manchmal an den Tag leg, das verunsichert meine Freundin* auch, weil die rechnet ja nicht mit dem, was ich dann an den Tag leg. Und das kann wirklich alles sein. Also ich kann jetzt auch plötzlich von Meerschweinchen erzählen, vollkommenen Blödsinn. Es kommt ganz spontan dann, in der Situation dann aus mir heraus. (Beate 640-644:11)

Mit ihrer jetzigen Freundin* hat Beate nie über den Umgang mit Street Harassment gestritten oder diskutiert (Beate 653-654:11). Sie kennt aber lesbische Pärchen, bei denen es deswegen auch zu Streit gekommen ist (Beate 654-659:12). In konkreten Situationen von Street Harassment, akzeptiert ihre Freundin* ihr Verhalten meistens. In anderen Situationen aber irritiert es sie stark (Beate 664-668:12). In der Regel reagiert sie zwar schneller als ihre Freundin*, diese fällt ihr allerdings oft ins Wort. Das vermittelt Beate das Gefühl, dass sie

nicht alleine mit der Situation klarkommt, sie fühlt sich bevormundet. Das ist auch Thema in der Beziehung (Beate 621-624:11).

Auch für Margit ist das eine Strategie, nach einer gemeinsam erlebten Situation von Street Harassment darüber zu reden, wobei die beiden nach einem konkreten Beispiel auch überlegt haben, nicht darüber zu sprechen und zu versuchen sich noch einen schönen Abend zu machen (Margit 241-246:5). Wenn sie mit ihrer Freundin* unterwegs ist und sie sich küssen, hat sie ein "wachsames Auge" auf ihre Umgebung, schaut was um sie herum passiert, um „abzuchecken“, ob Street Harassment auftreten könnte (Margit 608-610:12f). Dieses Abscannen der Umgebung bezeichnet Margit nicht als zwanghaft, aber als routiniert, als etwas, das öfters passiert. Ob sie das macht, hängt wiederum von ihrer Tagesverfassung ab. Wenn sie sich gut fühlt, dann macht sie es weniger, als wenn sie sich unsicher fühlt oder in einer schlechte Stimmung ist (Margit 617-622:13). Das äußert sich konkret dann etwa darin, dass sie ihre Freundin* bittet, nicht an bestimmten Menschen vorbeizugehen (Margit 622-623:13). Sie erzählt weiter, inwiefern es für ihre Freundin* und sie auch normal ist das Thema in Gespräche einzuflechten.

Aber was halt auch mittlerweile auch so ist, was ich früher weniger gemacht hab, ist, dass wenn ich zu zweit unterwegs bin ich auch sag, hey, weiß ich nicht, die Typen, die da vorne stehen, die schau uns glaub ich irgendwie komisch an und vielleicht gehen wir irgendwie anders. Dass es halt irgendwie nicht so was Außergewöhnliches ist, das zu sagen, sondern dass es ganz normal in das Gespräch mit eingebaut werden kann. So hey, Moment kurz, gehen wir da rüber und dann ganz normal weiterreden kann. Dass es halt schon ein bisschen mehr Routine hat als früher, wo das vielleicht irgendwie, wo man's vielleicht noch nicht so oft bewusst bemerkt und ausgesprochen hat und dann versucht hat, sich dann in eine angenehmere Situation zu bringen. (Margit 623-631:13)

In solchen Situationen schwingt immer die Überlegung mit, inwiefern sich die beiden jetzt einschränken. Margit beschreibt diesen Moment als „Spannungsfeld“, wo es darum geht herauszufinden, was das „geringere Übel“ ist, Unsichtbarkeit als Strategie oder bewusst sichtbar bleiben und die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen Street Harassment zu erleben (Margit 724:15). Margit hat auch mit ihrer Freundin* besprochen, was ihnen wichtig ist in einer Situation von Street Harassment.

Nachdem wir auf diesem Workshop auf der FFU waren, hab ich halt mit meiner Freundin* darüber geredet, wie's uns recht ist, auf solche Sachen zu reagieren. Und wir haben halt gesagt, dass es uns in erster Linie wichtig ist, aus dieser Situation rauszukommen. Weil ich denk mir halt, wenn man alleine ist, kann man vielleicht spontaner noch sich was ausmachen mit sich selber, als wenn man zu zweit ist und nicht die Möglichkeit hat sich auszutauschen. Genau und das ist halt unser Ding, dass das halt in erster Linie passieren soll. (Margit 730-735:15)

Die oberste Priorität ist, möglichst schnell aus einer Situation von Street Harassment herauszukommen, sie lassen sich aber die Option offen, dass, wenn es einer der beiden wichtig ist, auch Konfrontation eine Möglichkeit ist (Margit 915-919:19). Margit und ihre Freundin* haben zwar gemeinsam Street Harassment erlebt und sich danach beide nicht gut gefühlt, Streit hatten sie wegen dem Thema bisher aber nicht, vielmehr haben sie sich gegenseitig unterstützt (Margit 904-907:18). Unter anderem kommt es darauf an, welche der beiden eine Situation schneller erkennt, bezüglich der Frage, ob eine der beiden häufiger reagiert als die andere (Margit 924-931:19). Tendenziell reagiert sie öfter, das ist für sie allerdings in Ordnung (Margit 945-947:19). Margit erzählt auch anhand eines konkreten Beispiels, wie sie auf eine Situation aggressiver reagiert hat, als ihre Freundin* und diese dann nach der Situation mehr zugehört hat und das Gespräch geleitet hat. Diese „Aufteilung“ hat für Margit auch gepasst (Margit 939-941:19).

Emma und Karin kontrollieren, wo sie was machen. Karin hat ein Gefühl dafür, was sie wo machen kann und basierend auf diesem Gefühl, ist sie auch an bestimmten Orten nicht sichtbar, wie etwa dem Stadionbad (Emma und Karin 313-318:6). Emma achtet noch bewusster als Karin darauf, wo sie sich sicher fühlt als lesbisch sichtbar zu sein und wo nicht (Emma und Karin 320-326: 6). Karin und Emma haben sich auch schon öfters hingesezt, um zusammen über Strategien zu sprechen.

Viel, viel schlimmer find ich ja diesen Standardausspruch, den ich abgrundtief hasse und wo wir uns schon hingesezt haben und überlegt haben, wie reagiert man da am besten, bewusst hingesezt, weil irgendwie finden wir da keine Lösung, war dieses „Naja, du bist ja auch keine typische Lesbe.“ „Du schaust ja nicht so aus und du verhältst dich ja nicht so.“ Das hat mich immer so unglaublich geärgert, du kannst ja nicht pauschalisieren...ich sag ja auch nicht, du bist auch keine typische Frau* oder keine typische Rothaarige. Was genau soll das für eine Aussage sein? Das ist einfach nur dumm und sonst gar nichts. (Karin 734-739:13)

Bei Aussagen, welche immer wieder kommen, setzen sie sich zusammen und überlegen genau, wie sie beim nächsten Mal damit umgehen, weil dann die Ruhe da ist um darüber nachzudenken. Karin räumt ein, dass es schwierig ist im Vorhinein Überlegtes abzurufen, wenn die Situation dann tatsächlich auftritt, allerdings ist es dann immer noch leichter, als wenn sie sich keine Gedanken gemacht haben (Karin 752-759:13). Strategien, wie sie als Paar mit Situationen umgehen, haben sie sich nicht spezifisch überlegt, da verlassen sie sich auf ihr Gefühl (Karin und Emma 761-771:13). Was sie immer machen ist, nach einer gemeinsam erlebten Situation darüber zu reden und abzuklären, ob das für die jeweils andere gepasst hat. Meistens stellen sie fest, dass es gepasst hat und sie ein sehr gutes Gefühl dafür haben, was

für die andere Person passt und was zu viel ist (Karin 773-781:13f). Außerdem reden sie auch in der Situation miteinander, wenn etwa eine der beiden gehen möchte (Karin 785-786:14).

4.3.7. Was anderen raten?

Auf die Frage, was die Frauen* anderen queeren Frauen* bezüglich Street Harassment raten würden, gaben sie unterschiedliche Antworten. Anna würde ihnen raten einen Selbstverteidigungskurs zu absolvieren, sich in Projekten gegen Homophobie und Sexismus zu engagieren und sich aktiv mit dem Thema zu beschäftigen (Anna 742-743:15).

Empowerment kommt für Dani ein großer Stellenwert zu sowie sich den öffentlichen Raum mehr anzueignen und sich nicht einschränken zu müssen. Dani ist Teil einer queer feministischen Performance Gruppe, in welcher sie Themen wie Street Harassment einbauen und aufarbeiten kann, was ihr sehr gut tut. Sie wünscht anderen ebenfalls Teil einer solchen Gruppe zu sein beziehungsweise einen Raum zu haben, in welchem etwas Vergleichbares möglich ist, denn „gemeinsam ist man immer stärker als alleine“ (Dani 672-682:14).

Beate betont, dass es wichtig ist Situationen gut einzuschätzen, um möglichst unbeschadet aus ihnen herausgehen zu können. Außerdem würde sie anderen Frauen*, vor allem „heterosexuellen Frauen“, die nicht so viel nachgedacht haben über die ganzen Bereiche“ raten aktiv auf Street Harassment zu reagieren, um unter anderem auch stereotype Frauen*bilder und Geschlechterrollen aufzubrechen. Queeren Frauen* rät sie Workshops zu besuchen, „wo man argumentieren lernt“, wo Situationen durchgespielt und Verhaltensmuster entwickelt werden können (Beate 775-787:14).

Karin würde anderen raten, sich nicht einschüchtern zu lassen (Karin 1304:22). Sie ist auch der Meinung, dass es manchmal gut ist, sich bewusst auf eine Situation einzulassen, welche möglicherweise zu Street Harassment führen könnte.

Okay, du kommst jetzt in eine Situation, wo du dir denkst, die könnt ich umgehen, da könnte ich jetzt ausweichen. Und das sich bewusst zu machen, okay, was sind die wahrscheinlichsten Sachen? Das und das und das kann passieren. Und dann auch zu sagen, okay ich mach das jetzt bewusst. Jetzt natürlich nicht in einer Gefahrensituation, aber in einer ungefährlichen Situation, wo ich weiß, da würd ich normalerweise nicht unbedingt tun, um meine Ruhe zu haben. Sondern ich nimm mir jetzt die Zeit zu schaun, wie ich reagier, wie mein Gegenüber reagiert und mach einfach mal und da gehören schon so Kleinigkeiten dazu, wie ich wechsel nicht die Straßenseite und ich reagier auf

den, der mich anspricht, gehören da teilweise auch schon dazu. Aber dass man jetzt nicht einfach hirnlos in die Situation reinstolpert, sondern sich klar ist, okay, man ist da jetzt überrascht, dass die überhaupt nicht auf einen reagieren oder man überlegt sich, okay, wenn sie jetzt reagieren, was werd ich machen oder was nehm ich mir vor zu tun. Das ist, glaub ich, auch schon...also mir hat das immer geholfen, dass man besser reagiert, wenn's einen auch unerwartet trifft, weil man hat das schon erlebt, in einem Rahmen, den man kontrollieren kann und wo man halt weiß, was passieren wird. (Karin 1311-1323:22f)

Laut Emma ist es wichtig, möglichst schnell eine Situation einschätzen zu können und abzuschätzen, wie sehr einen das stört, was gerade passiert, um dann entsprechend zu reagieren (Emma 1304-1309:22). Ihr hat auch sehr geholfen, ein Bewusstsein darum zu entwickeln, wie sie aussieht und was das bedeuten kann oder auch ein Bewusstsein für (Un-)Sichtbarkeit und daraus resultierende Konsequenzen zu haben (Emma 1325-13331:23).

5. Diskussion der Ergebnisse und Fazit

In diesem Kapitel diskutiere ich die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschung und beantworte meine Forschungsfragen. Dazu knüpfe ich an die von mir verwendeten Theorien und den momentanen Forschungsstand an. Daran anschließend thematisiere ich mögliche weitere Forschung zur Thematik sowie Grenzen der vorliegenden Studie.

5.1. Wichtigste Ergebnisse

In dieser Forschung habe ich untersucht, wie lesbische Frauen* den öffentlichen Raum in Wien erleben, welche Erfahrungen von Street Harassment sie machen und wie sie mit diesen umgehen. Dabei habe ich einerseits einen besonderen Fokus auf Gefühle und Körper(lichkeit) in Bezug auf Erfahrungen von Street Harassment gelegt und andererseits auf Handlungsstrategien, welche die Frauen* entwickeln, um mit Street Harassment umzugehen. Es soll außerdem gezeigt werden, wie Erfahrungen von Street Harassment mit unterschiedlichen sozialen Kategorien zusammen hängen.

5.1.1. Erfahrung des öffentlichen Raums und Erfahrungen von Street

Harassment

Auf die Frage, wie die Frauen* den öffentlichen Raum erleben, geben die meisten an, diesen mit Gefühlen von Unsicherheit und Angst zu verbinden. Diese Angst bezieht sich auf unterschiedliches. So wird die Angst vor körperlicher Gewalt, „homophoben Sagen“ oder vor Gruppen von jugendlichen und älteren Männern* beschrieben. Unsicherheitsgefühle beziehen sich außerdem bei mehreren Frauen* auf Kontexte von Alkoholkonsum und Parties. Dani nimmt den öffentlichen Raum in Wien vor allem nachts als sehr männer*dominiert wahr, was sie auf Street Harassment zurückführt. Karin wiederum fühlt sich in Wien relativ sicher, womit sie einen wichtigen Punkt anspricht. Corteen hat in ihrer Studie *Lesbian Safety Talk* Corteen zu Folge, setzen Frauen* mitunter eine Stadt in Relation zu anderen, wenn sie thematisieren, wie sicher sie sich in dieser fühlen (vgl. Corteen 2002:270). Darin liegt meiner Meinung nach die Gefahr, real existierende problematische Verhältnisse zu relativieren und zu verharmlosen.

Ein wichtiges Ergebnis ist der Umstand, wie schwierig es mitunter ist zu bestimmen, ob etwas Street Harassment ist. Diese Schwierigkeit der subjektiven Einschätzung, ob ein bestimmtes Verhalten Street Harassment ist oder nicht, stellt auch Laurel Long (2012) in ihrer Untersuchung zu Street Harassment fest¹⁶. Diese Benennung ist vor allem deswegen schwierig, weil bei „subtileren“ Formen von Street Harassment – wie etwa bestimmten Blicken oder Starren – die Sicherheit fehlt, dass derartiges Verhalten in einem gesellschaftlichen Konsens als grenzüberschreitend gesehen wird. Um dies zu verdeutlichen, führe ich nochmals Danis Zitat an.

Ich versuche auf Blicke, die einmalig auf der Straße passieren, denen auszuweichen und mich da nicht auf eine Konfrontation einzulassen, weil ich weiß das ist, da hilft mir niemand, also das kann ich nicht argumentieren. Wem gegenüber sollte ich das argumentieren? Da fühle ich zu allein damit. (Dani 63-66:1)

Bei der Beantwortung der Frage nach der Häufigkeit von Situationen von Street Harassment haben manche der Frauen* ebenfalls Schwierigkeiten diese zu beantworten, da sie für sich wiederum nicht immer wissen, ob etwas als Street Harassment „zählt“ oder nicht. Alle sechs Frauen* haben Erfahrungen mit Street Harassment gemacht. Manche erleben wöchentlich oder sogar häufiger Street Harassment, andere alle paar Wochen. Erfahrungen von Street Harassment beziehen die Frauen* auf unterschiedliche Kategorien. Auf ihre Geschlechtsidentität, ihre sexuelle Orientierung, ihre Geschlechterperformance sowie auf ihr Dicksein. Je nachdem, auf welche Kategorie(n) sich Street Harassment bezieht, haben die Frauen* unterschiedliche Formen von Harassment erfahren. Street Harassment bezieht sich nicht immer auf nur eine Kategorie, sondern kann sich vielmehr auf mehrere beziehen, welche wiederum die Form des Street Harassment beeinflussen – dies ist den Frauen* bewusst. Anna und Dani sprechen ein in diesem Zusammenhang wichtiges Ergebnis an. Ihrer Meinung nach, neigen Männer* eher zu körperlicher Gewalt, sobald sie eine Frau* als lesbisch oder queer erkennen beziehungsweise so lesen, als dies bei einer heterosexuellen (bzw. normativ gelesenen) Frau* der Fall ist. Beide haben darüber hinaus Erfahrungen von Sexualisierung gemacht, welche sich auf ihre Geschlechtsidentität, aber auch auf ihre sexuelle Orientierung beziehen. Die Art der Sexualisierung unterscheidet sich allerdings. Als Anna einem normativen Frauen*bild entsprochen hat, hat sie Erfahrungen von Sexualisierung gemacht, welche sich auf ihr Äußeres beziehen. Jetzt wird nicht länger ihr Äußeres sexualisiert, sondern vielmehr ihr Begehren. Anna, Dani und Beate geben außerdem an, homophob motiviertes

¹⁶ Die Frauen* in ihrer Studie benutzen die Phrase „drawing the line“, um die Schwierigkeit einer Definition von Street Harassment in bestimmten Situationen zu thematisieren (vgl. Long 2012:12).

Street Harassment oft mit Hass und Ekel verbunden erfahren zu haben. Die oben geschilderten Ergebnisse hängen zusammen mit den Kategorien Geschlechtsidentität, sexuelle Orientierung und Geschlechterperformance und bestimmen, welche Erfahrungen von Street Harassment die Frauen* machen. Diese Zusammenhänge werden etwa im folgenden Zitat Annas sehr deutlich.

Also ich kenn ja zum Beispiel ein lesbisches Pärchen, die eine ist blond und hat lange Haare, die andere dunkle lange Haare, so ideale Frauen* könnte man sagen. Also ich glaub bei ihnen ist der Hass weniger. Bei ihnen, die passen halt irgendwie ins Bild, weil sie sexy sind und deswegen werden sie sexualisiert, arg, aber dass sie angefeindet werden, ich glaub da spielt auch einfach totaler Sexismus mit rein. Ich mein ich seh mehr aus wie ein Typ, also kann ich auch so eine harsche Art wie ein Typ verkraften. Und sobald ich wieder in dieses Kindchenschema passe oder in diese extrem weibliche Rolle, da darf man mich halt nicht zu viel halt konfrontieren mit Hass oder mit zu viel zu starken Emotionen. (Anna 165-172:4)

Die Verschränkung von Geschlechtsidentität, sexueller Orientierung und Geschlechterperformance äußern sich nicht nur in dieser Hinsicht. So meint Anna, „feminineren“ Frauen* würde das lesbisch/queer sein abgesprochen werden (vgl. etwa Valentine 1996:149), während „maskulinere“ Frauen* ernster genommen, ihre Grenzen schneller akzeptiert werden würden. Gleichzeitig werden sie allerdings auch als aggressiver gewertet, was wiederum zu einer anderen Form von Gewalt führen kann.

Bezüglich der Kontexte, welche für die Erfahrung des öffentlichen Raums und Street Harassment von den Frauen* thematisiert werden, haben sich ebenfalls spannende Ergebnisse herauskristallisiert. Beim Kontext Ort, haben Karin und Emma etwas angesprochen, das ich als „Ambivalenz von Ort und Menschen“ bezeichne. Diese Ambivalenz, welche die Frauen* in den Interviews angesprochen haben, hat sich daraus ergeben, dass die von ihnen gemachten Erfahrungen an den jeweiligen Orten nicht mit dem übereingestimmt haben, was sie erwartet haben, beziehungsweise was andere ihnen über diesen Ort erzählt haben. Karin hat beispielsweise im 16. Bezirk die bisher besten Erfahrungen in Wien gemacht, obwohl ihr oft gesagt wurde sie müsste dort aufpassen und es wäre „ein schreckliches Eck“. Emma wiederum hat im Museumsquartier Street Harassment erlebt, obwohl dieses als sehr offen dargestellt wird. Diese angesprochene Ambivalenz zeigt, wie viel Einfluss die Konstruktion eines Ortes auf die Wahrnehmung des öffentlichen Raumes nehmen kann.

Eine zweite relevante Ambivalenz, welche sich durch die Interviews zieht, ist der Kontext von alleine versus nicht alleine im öffentlichen Raum unterwegs sein. Diese Ambivalenz resultiert

daraus, dass manche der Frauen* weniger oft Street Harassment erleben, wenn sie alleine sind, wodurch sie sich sicherer fühlen, wenn sie alleine sind. Gleichzeitig kann es wiederum zu einem Gefühl der Sicherheit führen, wenn die Frauen* eben nicht alleine unterwegs sind, da sie in Situationen von Street Harassment Unterstützung und Rückhalt haben. Diese Ambivalenz verdeutlicht Margit im folgenden Zitat.

Was ich bis jetzt vergessen hab, man ist ja trotzdem auch zu zweit. Was ein gutes Gefühl macht auf eine gewisse Weise, was ich nicht ganz vergessen darf. Das ist halt schon so ein, okay wir sind zu zweit und was auch immer passiert, wir können aufeinander aufpassen, obwohl es ganz klar ist, dass die Wahrscheinlichkeit rasant steigt, wenn wir halt zu zweit unterwegs sind. (Margit 994-998:20)

Fast allen Frauen* ist das Thema Street Harassment mehr oder weniger ausgeprägt bewusst. Dies ist insofern ein wichtiges Ergebnis, da gerade bei jenen Frauen*, welchen Street Harassment sehr häufig bewusst ist, dieses Bewusstsein viel Raum einnimmt und Kraft kostet. Für alle Frauen* ist Sichtbarkeit als lesbisch/queer etwas, wofür sie sich bewusst entscheiden – beispielsweise, wenn sie die Hand ihrer Freundin* halten oder diese küssen.

5.1.2. Gefühle und Körper(lichkeit) in Bezug auf Street Harassment

Ein Ziel dieser Forschung war herauszufinden, ob und inwiefern Street Harassment kurzfristige und längerfristige Konsequenzen auf einer emotionalen und physischen Ebene hat. Dies ist der Fall, wie die Ergebnisse des vorherigen Kapitels zeigen. Die Frauen* halten sich seltener im öffentlichen Raum auf, meiden bestimmte Orte oder ziehen lesbische/queere Orte heteronormativen vor, da sie sich dort sicherer und wohler fühlen. Weitere Veränderungen betreffen Verhaltensmuster, vor allem wie die Frauen* (Un-)Sichtbarkeit verhandeln und regulieren. Einige Frauen* beschreiben darüber hinaus längerfristige körperliche Konsequenzen von Street Harassment. So nimmt Anna etwa aufgrund ihrer Verspannungen Physiotherapie in Anspruch, da sie konstant ihre Schultern hochzieht, wenn sie im öffentlichen Raum ist. Einige der Frauen* geben außerdem an, ihr Wissen um die potentielle Betroffenheit von Street Harassment führe dazu, dass sie oft in „Alarmbereitschaft“ sind, in einer „Habachtstellung“ oder versuchen Street Harassment „proaktiv“ entgegen zu wirken, die Umgebung zu „scannen“ und zu beobachten. Gail Mason (1996) ist in ihrer Untersuchung der Konsequenzen verbaler Gewalt gegen lesbische Frauen* zu einem vergleichbaren Ergebnis gekommen. Die meisten lesbischen Frauen* in ihrer Studie

geben an, jede Situation und jeden Ort auf potentiellies Auftreten von Street Harassment hin einzuschätzen (vgl. Mason 1996:97).

Nach Maria Rodó-de-Zárate (2015) ist diese Selbstregulierung und Verhandlung des patriarchalen heteronormativen öffentlichen Raums, bereits Effekt desselben sowie ein Ausdruck von Diskriminierung (vgl. Rodó-de-Zárate 2015:420). Die von den Frauen* beschriebene Regulierung ihrer selbst und ihres Verhaltens wiederum kostet viel Kraft und Energie. Dani gibt an, dass sie an „Leichtigkeit“ verloren hat, Beate, dass sie immer Angst vor „homophoben Sagen“ hat. Was Beate damit anspricht, ist ein zentrales Ergebnis dieses Forschungsteils. Obwohl einige der Frauen* relativ unregelmäßig Street Harassment erleben, rechnen sie trotzdem in bestimmten Kontexten damit, dieses zu erleben. Konkrete Erfahrungen von Street Harassment und deren Implikationen, wurden internalisiert und auf sich selbst angewendet. Dies führt zu einer Selbstregulierung im öffentlichen Raum (vgl. ebd.:423). Vereinfacht ausgedrückt: Es muss nichts passieren, dennoch ist die Erwartung vorhanden, Street Harassment zu erleben. Dies wiederum beeinflusst das Verhalten und Denken der Frauen*. Angst vor Street Harassment stammt wiederum aus der Konstruktion öffentlichen Raums als einen heteronormativen patriarchalen. Rodó-de-Zárate führt diese Angst einerseits auf die soziale Konstruktion der Verletzlichkeit von Frauen* zurück, andererseits auf die Internalisierung des männlichen* Blickes im öffentlichen Raum (vgl. Rodó-de-Zárate 2015:414).

Ein wichtiges Ergebnis ist die Bedeutung der Summe der gemachten Erfahrungen von Street Harassment, welche einige der Frauen* ansprechen. Erfahrungen von Street Harassment „addieren“ sich und damit zusammenhängend auch Wut. Diese angestaute Wut äußert sich durch „übertriebene“ Reaktionen in Situationen von Street Harassment. Diese erscheinen dann „übertrieben“, wenn die konkrete Situation von Street Harassment als isoliertes Ereignis betrachtet wird. Wird dieses Ereignis allerdings als ein weiteres in die Summe aller Ereignisse eingereiht, sind sowohl die Wut, als auch die „übertriebenen“ Reaktionen nachvollziehbar.

Der Zusammenhang von Wut und Street Harassment ist darüber hinaus in einem weiteren Kontext relevant. Nachdem Frauen* Street Harassment erfahren haben, sind sie oft wütend. Oft richten sie diese Wut gegen sich, da sie „falsch“ reagiert haben, sich nicht ausreichend abgegrenzt haben oder sich selbst die Schuld für die Situation geben beziehungsweise dass es

erst zu dieser Situation gekommen ist. Obwohl Dani klar ist, dass sie „das“ nicht tun sollte, schafft sie es dennoch nicht immer, diese Wut nicht gegen sich zu richten. Dieses Ergebnis ist wenig überraschend vor einem gesellschaftlichen Hintergrund, welcher sowohl durch *victim-blaming* charakterisiert werden kann, als auch durch Heteronormativität und der allgemeinen Regulierung von Frauen* im öffentlichen Raum. An Danis Beispiel ist darüber hinaus zu sehen, wie schwer derartige verinnerlichte gesellschaftliche Verhältnisse abzulegen sind, selbst wenn sie Betroffenen bewusst sind.

Ein weiteres, meiner Meinung nach sehr wichtiges Ergebnis, hängt ebenfalls mit Gefühlen zusammen, welche nach dem Erleben von Street Harassment auftreten können. Das gerade Erlebte beschäftigt die Frauen* oftmals länger, selbst nachdem die Situation vorbei ist. Wie lange dies der Fall ist, variiert nach Angabe der Frauen* und ist abhängig von der Art des Harassments, der wahrgenommenen Schwere sowie der eigenen Verfassung zu diesem Zeitpunkt.

Erfahrungen von Street Harassment werden von manchen der Frauen* auch als triggernd beschrieben, erlebte Verletzungen oder Trauma werden wieder durchlebt. In Beates Fall sind das Erfahrungen aus ihrer Kindheit, in welcher häufig ihre Grenzen überschritten wurden. Street Harassment triggert diese Erfahrungen nicht nur, sondern verstärkt diese. In Danis Fall löst Street Harassment eine „Negativspirale“ aus, welche zu Gefühlen von Minderwertigkeit bezüglich ihres Körpers führen.

In meinen theoretischen Ausführungen habe ich gezeigt, inwiefern Street Harassment zu Selbstobjektifizierung führen kann. Die Erzählungen der Frauen* unterstützen diese Theorie. Anna beschreibt, wie ihre eigene Vorstellung von Schönheit sich zwar von der normativ gesellschaftlichen unterscheidet, es ihr aber dennoch schwer fällt sich nicht an einem normativen Frauen*bild zu messen. Sie findet sich teilweise selbst nicht schön und schlank genug. Dani beschreibt, wie schwer es ihr gefallen ist, sich ein positives Körpergefühl anzueignen. Für Margit hat Street Harassment auf einer körperlichen Ebene zu keinen längerfristigen Konsequenzen geführt. Dies führt sie darauf zurück, dass sie Erfahrungen von Street Harassment nie auf ihren Körper bezogen hat, sondern vielmehr auf Verhaltensweisen. Hier ist die Frage, inwiefern es einen Einfluss auf Selbstobjektifizierung hat, auf welche Kategorien sich erlebtes Street Harassment bezieht beziehungsweise auf welche Kategorien es Betroffene beziehen.

5.1.3. Handlungsstrategien

Wie im vierten Kapitel dieser Arbeit ersichtlich wird, wenden die interviewten Frauen* eine Vielzahl von Strategien an, um mit Street Harassment umzugehen. Diese Strategien werden nicht immer bewusst angewendet. Ein meiner Ansicht nach wichtiges Ergebnis stellt die Selbstwahrnehmung von „aktivem“ und „passivem“ Umgang mit Street Harassment dar. Bisherige Forschung hat die Begriffe „aktiv“ und „passiv“ recht undifferenziert und unreflektiert verwendet (vgl. etwa Fairchild 2010:198; McCarty et al. 2013:746f). Die Interviews zeigen, warum ein derartiges Verständnis unzureichend ist. Situationen von Street Harassment passieren oftmals sehr schnell, was den Frauen* keine Zeit lässt, um „aktiv“ zu reagieren. Darüber hinaus beeinflussen andere Kontexte ebenfalls, ob sie „aktiv“ oder „passiv“ agieren – beispielsweise, ob die Situation als bedrohlich empfunden wird oder ob sie mit anderen unterwegs sind. Allgemein ist es meiner Meinung nach wichtig, die Begriffe „aktiv“ und „passiv“ kritisch zu verhandeln. „Passivität“ ist gesellschaftlich negativ konnotiert, die Implikation und daraus potentiell abgeleitete Erwartungshaltung, dass von Street Harassment betroffene „aktiv“ reagieren sollten, führt vor allem zu dem Druck, auf Street Harassment reagieren zu „müssen“, sich wehren zu „müssen“. Machen das Betroffene nicht, so wird analog zu einer *victim-blaming* Logik wiederum ein Teil der Verantwortung an der Situation jenen übertragen, welche nichts für diese können. Darüber hinaus ist eine differenzierte Betrachtungsweise von „aktiv“ und „passiv“ reagieren noch aus einem weiteren Grund wichtig. Die Frauen* äußern in den Interviews unterschiedliche Ansprüche, wo sie „hinkommen“ wollen, wie sie reagieren wollen. Für eine Frau*, welche von sich weiß, in einer Situation von Street Harassment sehr wütend und aggressiv zu werden, kann das Weitergehen oder „Ignorieren“ von Street Harassment viel Überwindung kosten. Insofern argumentiere ich, dieses Weitergehen und „Ignorieren“ als „aktives“ Verhalten zu interpretieren. Üblicherweise richtet diese Frau* die Wut, welche durch die Situation in ihr hervorgerufen wird, gegen sich selbst. Indem sie weggeht, wendet sie somit eine Strategie an, welche letztlich ihr selbst gut tut.

Um ein weiteres Beispiel zu nennen, gehe ich auf etwas ein, das Dani anspricht. Dani versucht bewusst ihre Grenze, bezüglich wann sie Blicke als Street Harassment definiert, zu verschieben. Ihr Anspruch ist es demnach, bestimmte Blicke nicht länger als übergriffig wahrzunehmen und sich so von diesen abzugrenzen. Diese Strategie wendet sie bewusst, „aktiv“ an, um sich selbst zu schützen. Ein anderer Aspekt in der Diskussion um Street Harassment, ist jener der Selbstregulation lesbischer Frauen* im öffentlichen Raum als Effekt

hetero-patriarchaler Strukturen. Auch diese Selbstregulation kann als „aktiv“ gesehen werden, da lesbische queere Frauen* „aktiv“ Kontrolle über ihre Sicherheit in bestimmten Kontexten übernehmen (vgl. Corteen 2002:267).¹⁷

Ein weiteres wichtiges Ergebnis ist das von den Frauen* thematisierte *incite/invite* Dilemma (vgl. etwa Laniya 2005:105). Mitunter ist es schwer, die richtige Balance zwischen reagieren und ignorieren zu finden beziehungsweise den für die Situation best geeignetesten Umgang, um eine Eskalation der Situation zu verhindern. Sobald Anna aggressiv wird wird ihr Gegenüber ebenfalls (noch) aggressiv(er), weshalb es für sie strategisch wichtig ist, ihre Aggressionen zu regulieren. Für Dani stellt Deeskalation auch eine wichtige Strategie dar, wobei es ihr eigentlich widerstrebt in irgendeiner Art und Weise auf die harassende Person zuzugehen oder einzugehen. Gleichzeitig ist das bewusste Ignorieren als Strategie, laut Dani eine „Gradwanderung“ zwischen möglicher Eskalation und Deeskalation. Diese Angst vor (weiterer) Eskalation hängt mit dem Wissen der Frauen* zusammen, dass Situationen von Street Harassment potentiell in körperlicher oder sexueller Gewalt enden können (vgl. Long 2012:40f).

Der Großteil der interviewten Frauen* ist in der Regel mit ihrem Umgang in Situationen von Street Harassment unzufrieden. Ihre (Un-)Zufriedenheit hängt davon ab, wie sie selbst mit der Situation umgehen, aber auch wie die harassende Person sich verhält. Beates Meinung nach, kann sie mit zunehmendem Alter besser mit Street Harassment. Sie führt Erfahrung als Grund für diesen besseren Umgang an. Für die Frauen* ist es wichtig, dass die harassende Person sich entschuldigt beziehungsweise versteht warum ihr Verhalten übergriffig ist. Dieser Anspruch ist allerdings unrealistisch, wie beispielsweise Margit klar ist.

[I]ch glaub das ist einfach auch schwierig damit zufrieden zu sein, weil...weil ich glaub die Möglichkeit, dass man die Situation durch das eigene Handeln so beeinflusst, dass es sich dann irgendwie gut auflöst...zum Beispiel was ich vorhin gesagt hab, dass die andere Person checkt, was sie gemacht hat und dass das scheiße war, ich glaub das ist halt einfach ziemlich schwierig. Meine eigene Zufriedenheit hängt ja auch davon ab, was die andere Person dann tut. Und wenn ich zum Beispiel aktiv reagier und irgendwas tu und die andere Person das belächelt bin ich vielleicht auch nicht zufrieden, obwohl es besser ist, als gar nichts getan zu haben. (Margit 772-779:16)

¹⁷ Damit soll nicht die Tatsache relativiert oder verharmlost werden, dass diese Selbstregulation sehr wohl negative Konsequenzen für lesbische Frauen* hat (vgl. etwa Mason 1993:5).

Für andere wiederum ist es ausreichend, wenn sie sich auf eine Art verhalten, mit welcher sie sich gut fühlen. Für Beate ist das etwa ihr Gegenüber mit der Strategie der paradoxen Intervention aus dem Konzept zu bringen.

5.2. Grenzen dieser Arbeit und zukünftige Forschung

In dieser Forschung konnte ich deutlich machen, dass Street Harassment für Betroffene weitreichende Konsequenzen hat und eine intersektionale Herangehensweise für diese Forschungsthematik unabdingbar ist. Gleichzeitig beziehen sich auf die Ergebnisse dieser Forschung auf ein relativ kleines Sample, welches bezüglich mehrerer Kategorien sehr ähnlich und wenig divers ist. Dennoch konnten die dieser Arbeit zugrunde liegenden Forschungsfragen ausführlich beantwortet werden. Anhand der Ergebnisse konnten diese weiter ausdifferenziert werden. Es haben sich Aspekte ergeben, welche zu einem noch besseren Verständnis lesbischen Erlebens von Street Harassment führt.

Zukünftige Forschung muss (noch) mehr darauf achten, Studien zu Street Harassment mit möglichst diversen Gruppen durchzuführen beziehungsweise kritisch zu reflektieren, inwiefern Street Harassment sich auf mehrere Kategorien bezieht – welche oft komplex zusammenhängen – und sich unterschiedlich auf Menschen auswirkt. Es mangelt vor allem an Wissen zu dem Erleben von Street Harassment von People of Colour, von queeren Menschen sowie Forschung zum Erleben von Street Harassment von Männern*. Darüber hinaus braucht es mehr Wissen darüber, wie Street Harassment mit den Kategorien Geschlechtsidentität, Ethnizität, sexuelle Orientierung, Klasse, Religion, Alter¹⁸ und (Dis-)Ability zusammenhängt (vgl. Hollaback! 2013).

Alle Frauen* geben an, in der Regel „aktiv“ auf Street Harassment zu reagieren, sofern sie dazu die Möglichkeit bekommen. Dies ist insofern erwähnenswert, da andere Untersuchungen genau das Gegenteil ergeben haben und zu dem Ergebnis gekommen sind, dass Frauen* meistens „passiv“ oder nicht-konfrontativ auf Street Harassment reagieren (vgl. etwa Long 2012:23ff). Hier stellt sich die Frage, ob es vielleicht die politische Positionierung der interviewten Frauen* ist, welche zu diesem Ergebnis geführt hat. Die meisten der Frauen*

¹⁸ Alter wurde in der Forschung zu Street Harassment bisher weitgehend ignoriert. An dieser Stelle sei auf Mary Thomas (2004) hingewiesen, welche eine Untersuchung zum Erleben öffentlichen Raums heterosexueller junger Frauen* durchgeführt hat. Diese Studie macht deutlich, warum Alter eine für zukünftige Forschung relevante Kategorie darstellt.

identifizieren sich als Feministinnen*, was unter Umständen die Wahrnehmung und den Umgang mit Street Harassment beeinflusst. Leider konnte ich dieser Hypothese nicht näher nachgehen. Zukünftige Forschung zum Zusammenhang von Erfahrung und Umgang mit Street Harassment bezüglich politischer Positionierung kann darüber Aufschluss geben.

5.3. Ausblick

Diese Arbeit zeigt die Alltäglichkeit von Street Harassment für lesbische und queere Frauen* in Wien auf. Alle der interviewten Frauen* haben zahlreiche Erfahrungen von Street Harassment gemacht, welche sich auf ihre Geschlechtsidentität, sexuelle Orientierung, Geschlechterperformance und Körper bezogen haben. Darüber hinaus hat das wiederholte Erleben von Street Harassment sowie das Wissen um das mögliche Auftreten von Street Harassment zu zahlreichen negativen, emotionalen, physischen und psychischen Konsequenzen geführt. Gleichzeitig haben die Frauen* zahlreiche – mitunter sehr kreative – Strategien entwickelt, um mit Street Harassment umzugehen.

Obwohl sich die Situation für lesbische und queere Frauen* beziehungsweise LGBTIQ allgemein, in den letzten Jahrzehnten deutlich verbessert hat, muss sich noch vieles verändern, bevor Wien die offene und sichere Stadt wird, als welche sie sich gerne darstellt.

6. Literatur

Aichinger, Philipp (2015): „Grapsch-Paragraf“ fix: Po und Oberschenkel künftig geschützt. In: http://diepresse.com/home/politik/innenpolitik/4756240/GrapschParagraf-fix_Po-und-Oberschenkel-kunftig-geschutzt (30.9.2015).

Bowmann, Cynthia Grant (1993): Street Harassment and the Informal Ghettoization of Women. In: The Harvard Law Review, Vol. 106, No. 3, S. 517-580.

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Bublitz, Hannelore (2002): Judith Butler zur Einführung. Hamburg: Junius.

Caspari, Lisa (2014): Der #aufschrei und seine Folgen. In: <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2014-01/sexismus-debatte-folgen> (12.10.2015).

Combahee River Collective (1982): A Black Feminist Statement. In: Hull, Gloria T.; Scott, Patricia Bell; Smith, Barbara (Hrsg.): All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave. Black Women's Studies. New York: Feminist Press, S. 13-22.

Corteen, Karen (2002): Lesbian Safety Talk: Problematizing Definitions and Experiences of Violence, Sexuality and Space. In: Sexualities, Vol. 5, No. 3, S. 259-280.

Davidson, Meghan M; Gervais, Sarah J.; Sherd, Lindsey W. (2015): The Ripple Effects of Stranger Harassment on Objectification of Self and Others. In: Psychology of Women Quarterly, Vol. 39, No. 1, S. 53-66.

Davis, Deirdre (1994): The Harm That Has No Name: Street Harassment, Embodiment, and African American Women. In: UCLA Women's Law Journal, Vol. 4, No. 2, S. 133-178.

Dietze, Gabrielle; Haschemi Yekani, Elahe; Michaelis, Beatrice (2012): Intersektionalität und Queer Theory. In: www.portal-intersektionalitaet.de (7.5.2015).

DiePresse.com (2015): Lesben aus Café geworfen: Prückel-Chefin entschuldigt sich. In: http://diepresse.com/home/panorama/wien/4639042/Lesben-aus-Cafe-geworfen_PruckelChefin-entschuldigt-sich (8.10.2015).

Doderer, Yvonne P. (2011): LGBTQs in the City, Queering Urban Space. In: International Journal of Urban and Regional Research, Vol. 35, No. 2, S. 431-436.

Duncan, Nancy (1996): Renegotiating Gender and Sexuality in Public and Private Spaces. In: Bodyspace: Destabilizing Geographies of Gender and Sexuality. London:Routledge, S. 127-145.

Ernst, Waltraud (2008): Möglichkeiten (in) der Stadt. Überlegungen zur Öffentlichkeit und Privatheit geschlechtlicher Raumordnungen. In: Feministisches Kollektiv (Hrsg.): Street Harassment. Machtprozesse und Raumproduktion. Wien: Mandelbaum, S. 75-92.

Esacove, Anne W. (1998): A diminishing of self: women's experiences of unwanted sexual attention. In: Health Care for Women International, Vol. 19, No. 3, S. 181-192.

Fairchild, Kimberley; Rudman, Laurie (2008): Everyday stranger harassment and women's objectification. In: *Social Justice Research*, Vol. 21, No. 3, S. 338-357.

Fairchild, Kimberley (2010): Context Effects on Women's Perceptions of Stranger Harassment. In: *Sexuality & Culture*, Vol. 14, No. 3, S. 191-216.

Fazlalizadeh, Tatyana (2012): Stop Telling Women to Smile. In: <http://www.tlynnfaz.com/Stop-Telling-Women-to-Smile> (29.9.2015).

FRA – European Union Agency for Fundamental Rights (2014): EU LGBT survey. European Union lesbian, gay, bisexual and transgender survey. In: http://fra.europa.eu/sites/default/files/fra-eu-lgbt-survey-main-results_tk3113640enc_1.pdf (29.9.2015).

Fredrickson, Barbara L.; Roberts, Tomi-Ann (1997): Objectification Theory. Toward Understanding Women's Lived Experiences and Mental Health Risks. In: *Psychology of Women Quarterly*, Vol. 21, No. 2, S. 173-206.

Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hrsg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas: neue Forschungen*. Stuttgart:Ernst Klett Verlag, S. 363-393.

Hollaback! (2013): An Exploration of Identity & Street Harassment. In: <http://www.ihollaback.org/harassment-is/> (11.10.2015).

Johnston, Lynda; Valentine, Gill (2005): Wherever I Lay My Girlfriend, That's My Home. The Performance and Surveillance of Lesbian Identities in Domestic Environments. In: Bell, David (Hrsg.): *Mapping Desire; Geographies of Sexualities*. London: Routledge, S. 88-103.

Kavanaugh, Philip R. (2013): The Continuum of Sexual Violence: Women's Accounts of Victimization in Urban Nightlife. In: *Feminist Criminology*, Vol. 8, No. 1, S. 20-39.

Kirby, Stewart; Hay, Iain (1997): (Hetero)sexing Space: Gay Men and "Straight" Space in Adelaide, South Australia. In: *Professional Geographer*, Vol. 49, No. 3, S. 295-305.

Laniya, Olatokunbo Olukemi (2005): Street Smut: Gender, Media, and the Legal Power Dynamics of Street Harassment, or "Hey Sexy" and Other Verbal Ejaculations. In: *Columbia Journal of Gender and Law*, Vol. 14, No. 1, S. 91-130.

Lenton, Rhonda et al. (1999): Sexual Harassment in Public Places: Experiences of Canadian Women. In: *The Canadian Review of Sociology and Anthropology*, Vol. 36, No. 4, S. 517-540.

Logan, Laura S. (2013): Fear of Violence and Street Harassment: Accountability at the Intersections. Dissertation, Kansas State University. In: <http://krex.k-state.edu/dspace/bitstream/handle/2097/15949/LauraLogan2013.pdf?sequence=3&isAllowed=y> (5.6.2015).

Long, Laurel (2012): "Drawing the line": In proposal of a clear definition of sexual harassment on the street. Senior Thesis, Goucher College. In:

https://docs.google.com/file/d/16fScg6kb1-ilo9fgzmyi8ThwDEWayUJ9mSILUzlWcgBeYEizeGO7r61AuuzJ/edit?hl=en_US&pli=1
(14.6.2015).

Lord, Tracy Lynn (2009): The relationship of gender-based public harassment to body image, self-esteem, and avoidance behavior. Dissertation, Indiana University of Pennsylvania. In: <https://dspace.iup.edu/bitstream/handle/2069/186/Tracy%20Lord.pdf?sequence=1>
(10.7.2015).

MacMillan, Ross; Nierobisz, Annette; Welsh, Sandy (2000): Experiencing the Streets: Harassment and Perceptions of Safety among Women. In: Journal of Research in Crime and Delinquency, Vol. 37, No. 3, S. 306-322.

Mason, Gail (1993): Violence Against Lesbians and Gay Men. Violence Prevention Today, No. 2. Canberra: Australian Institute of Criminology. In: http://www.aic.gov.au/media_library/archive/vpt/vpt2.pdf (4.6.2015).

Mason, Gail (1996): Hetero(sexism) and verbal hostility. In: International Victimology: Selected Papers from the 8th International Symposium. Canberra: Australian Institute of Criminology, S. 91-100. In: http://www.aic.gov.au/media_library/publications/proceedings/27/mason.pdf (11.10.2015).

Mayring, Philipp (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Mey, Günter; Mruck, Katja (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 601-613.

McCarty, Megan K.; Iannone, Nicole E., Kelly, Janice R. (2013): Stranger Danger: The Role of Perpetrator and Context in Moderating Reactions to Sexual Harassment. In: Sexuality & Culture, Vol. 18, No. 4, S. 739-758.

McNeil, Patrick (2014): Street Harassment at the Intersections: The Experiences of Gay and Bisexual Men. Masterarbeit, The George Washington University. In: http://www.stopstreetharassment.org/wp-content/uploads/2014/01/thesis_prm.pdf
(12.10.2015).

Namaste, Ki (1996): Genderbashing: Sexuality, Gender, and the Regulation of Public Space. In: Environment and Planning D: Society and Space, Vol. 14, No. 2, S. 221-240.

Ramsenthaler, Christina (2013): Was ist „Qualitative Inhaltsanalyse“. In: Kolbe, H.; Dunger, C. (Hrsg.): Der Patient am Lebensende. Düsseldorf: Springer Verlag, S. 23-43.

Ritter, Martina (2008): Die Dynamik von Privatheit und Öffentlichkeit in modernen Gesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rodó-de-Zárate, Maria (2015): Young lesbians negotiating public space: an intersectional approach through places. In: Children's Geographies, Vol. 13, No. 4, S. 413-434.

Sauer, Birgit (2001): Öffentlichkeit und Privatheit revisited. Grenzbeziehungen im Neoliberalismus und die Konsequenzen für Geschlechterpolitik. In: Kurswechsel 4, S. 5-11. In: http://www.beigewum.at/wordpress/wp-content/uploads/005_birgit_sauer.pdf (9.8.2015).

Schuster, Nina (2012): Queer Spaces. In: Eckhardt, Frank (Hrsg.): Handbuch Stadtsoziologie. Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 633-659.

Sheffield, Carole J. (1989): The Invisible Intruder: Women's Experiences of Obscene Phone Calls. In: Gender & Society, Vol. 3, No. 4, S. 483-488.

THINKOUTSIDEYOURBOX (2015): Homophobie: Brutaler Überfall auf 2 lesbische Frauen in Wien. In: <http://www.thinkoutsideyourbox.net/?p=37057> (29.9.2015).

Thomas, Mary E. (2004): Pleasure and Propriety: Teen Girls and the Practice of Straight Space. In: Environment and Planning D: Society and Space, Vol. 22, No. 5, S. 773-789.

Thorwarth, Heike (2012): Lesbische Angsträume. Diplomarbeit, Wien. In: http://othes.univie.ac.at/20705/1/2012-06-06_0608373.pdf (9.8.2015).

Valentine, Gill (1993): (Hetero)sexing space: lesbian perceptions and experiences of everyday spaces. In: Environment and Planning D: Society and Space, Vol. 11, No. 4, S. 395-413.

Valentine, Gill (1996): (Re)Negotiating the 'Heterosexual Street'. Lesbian Productions of Space. In: Duncan, Nancy (Hrsg.): BodySpace. London: Routledge, S. 146-155.

Wagenknecht, Peter (2007): Was ist Heteronormativität? Zu Geschichte und Gehalt des Begriffs. In: Hartmann, Jutta; Klesse, Christian; Wagenknecht, Peter; Fritzsche, Bettina; Hackmann, Kristina (Hrsg.): Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 17-34.

Walgenbach, Katharina (2012): Intersektionalität - eine Einführung. In: www.portal-intersektionalitaet.de (7.5.2015).

Walkowitz, Judith R. (1998): Going Public: Shopping, Street Harassment, and Streetwalking in Late Victorian London. In: Representations, Vol. 0, No. 62, S. 1-30.

WASSt (2015): Queer in Wien. Stadt Wien Studie zur Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transgender-Personen und Intersexuellen (LGBTIs). In: <https://www.wien.gv.at/menschen/queer/pdf/wast-studie-ergebnisse.pdf> (29.9.2015).

Wastl-Walter (2010): Gender Geographien. Geschlecht und Raum als soziale Konstruktionen. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research, Vol. 1, No. 1. In: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228> (20.05.2015).

7. Anhang

7.1. Leitfaden für die Interviews

Einstiegsfrage

Wie erlebst du den öffentlichen Raum in Wien?

Fragen zu gemachten Erfahrungen

1. Ab wann erlebst du Verhalten im öffentlichen Raum als übergriffig?
1. Wie oft erlebst du Street Harassment in Wien?
1. Wie bewegst du dich im öffentlichen Raum?
1. Wie oft denkst du an Street Harassment, wenn du im öffentlichen Raum bist?
1. Kannst du ein Beispiel von Street Harassment erzählen?

Fragen zu Gefühlen/Körper(lichkeit)

2. Was löst das in dir aus, dass du von Street Harassment betroffen sein kannst?
2. Was passiert in dem Moment mit dir, wo du Street Harassment erfährst?
2. Wie fühlst du dich nach einer Situation, in welcher du Street Harassment erfahren hast?
2. Wenn du im öffentlichen Raum Street Harassment erlebst, verändert sich in diesem Moment das Gefühl für deinen Körper?
2. Siehst du solche Veränderungen in der Körperwahrnehmung auch über einen längeren Zeitraum?
2. Denkst du darüber nach, wie du aussiehst oder dich verhältst?
2. Hast du dein Aussehen oder Verhalten verändert?
2. Hast du manchmal Angst um deine Freundin*/andere queers?
2. Hat dich Street Harassment verändert? Falls ja, inwiefern?

Fragen zu Handlungsstrategien

3. Hast du Strategien, um Street Harassment zu verhindern?
3. Wie gehst du damit um, wenn du Street Harassment erlebst?
3. Hast du schon einmal auf Street Harassment so reagiert, dass du dich danach gut gefühlt

hast?

3. Was machst du direkt nachdem du Street Harassment erlebt hast?

3. Wie verhältst du dich mit deiner Freundin* im öffentlichen Raum?

3. Was würdest du anderen raten, die von Street Harassment betroffen sind?

Fragebogen

Name:

Alter:

Ethnizität:

Geschlechtsidentität:

Sexuelle Orientierung:

Höchste abgeschlossene Schulbildung:

In Wien seit...Jahren:

7.2. Abstracts

7.2.1. Abstract (deutsch)

In dieser Arbeit zeige ich, wie lesbische Frauen* den öffentlichen Raum in Wien wahrnehmen, welche Erfahrungen mit Street Harassment sie machen und wie sie damit umgehen. Trotz einer immer größer werdenden internationalen sozialen Bewegung, welche das Ziel verfolgt Street Harassment zu beenden, hat das Thema bisher wenig Beachtung im wissenschaftlichen Diskurs gefunden. Vor allem Forschung zu lesbischen Frauen* und Street Harassment ist kaum vorhanden. Darüber hinaus wird in Studien oft mit einem undifferenzierten Frauen*begriff gearbeitet. Wenn der Umgang von Frauen* mit Street Harassment thematisiert wurde, war dieser vor allem auf präventive Strategien sowie Strategien in konkreten Situationen von Street Harassment beschränkt. Darüber hinaus existiert im deutschsprachigen Raum – im Gegensatz zum englischsprachigen Raum – wenig Forschung zu Street Harassment.

Ziel dieser Arbeit ist es daher, zum aktuellen Forschungsstand beizutragen und diesen um die Perspektive lesbischer Frauen* zu erweitern. Im Fokus dieser Forschung steht die Frage, wie lesbische Frauen* den öffentlichen Raum in Wien erleben, welche Erfahrungen von Street Harassment sie machen und welche Konsequenzen diese nach sich ziehen. Ein besonderer Schwerpunkt ist der Umgang der interviewten Frauen* mit Street Harassment und die dafür von ihnen entwickelten Handlungsstrategien. Mit Hilfe eines intersektionalen Ansatzes werden die Überschneidungen zwischen Geschlechtsidentität, sexueller Orientierung, Geschlechterperformance und Körperlichkeit untersucht. Um ein differenziertes Bild physischer und psychischer Konsequenzen sowie Konsequenzen von Street Harassment auf Raumnutzung, -erfahrung sowie Verhaltensweisen zu gewinnen, werden außerdem Gefühle und körperbezogene Reaktionen auf Street Harassment in der Forschung berücksichtigt. Strategien im Umgang mit Street Harassment, beziehen sich nicht nur auf konkrete Situationen von Street Harassment und auf Strategien, um dem Erleben von Street Harassment proaktiv entgegenzuwirken, sondern auch auf Strategien bezogen auf das mögliche Auftreten von Street Harassment sowie Strategien nach dem Erleben von Street Harassment. Die Ergebnisse zeigen, dass Street Harassment weitreichende Folgen für lesbische Frauen* hat. Diese betreffen sowohl die physische und psychische Gesundheit, als auch das Erleben des öffentlichen Raums in Wien, Verhaltensweisen und Raumnutzung.

7.2.2. Abstract (englisch)

In this study I show how lesbians experience public spaces in Vienna, their experiences with street harassment and their strategies of coping with street harassment. Despite a growing international social movement, whose aim is to end street harassment, there is hardly any research on the topic. Prior studies have especially failed to address lesbians' experiences of street harassment. Furthermore, studies often operate with an undifferentiated understanding of the category 'women'. When studies approach the topic of strategies of coping with street harassment, they often reduce these to strategies concerning actual situations of street harassment or strategies to prevent situations of street harassment. In addition, there is little research about street harassment in German speaking countries.

The overall aim of this research is to address current academic voids and to add to the knowledge of lesbians' experience of street harassment. The major research question is how lesbians experience public spaces in Vienna, which experiences of street harassment they have and the resulting consequences. Drawing on an intersectional approach, the intersections of gender, sexual orientation, gender performance and the physicality of bodies are analysed. Furthermore, emotional and somatic reactions to street harassment will be addressed to create a differentiated knowledge about the physical and psychological consequences of experiencing street harassment, as well as the consequences concerning behavior patterns and the negotiation of public spaces.

This study shows that street harassment has serious consequences for lesbians regarding their physical as well as mental health. Furthermore, street harassment affects how lesbians experience public spaces in Vienna, their behavior patterns and their negotiation of public spaces.

Schlagwörter/ key words

Street Harassment, Frauen*, lesbische Frauen*, öffentlicher Raum, Heteronormativität, Intersektionalität

7.3. Curriculum Vitae

Name	Brigitte Temel, BA geboren am 6. Juli 1991 in Mödling
Staatsbürgerschaft	Österreich
Bildungsweg	1997-2001 Karl-Stingl-Volksschule 2340 Mödling, Pfandlbrunnengasse 2 2001-2009 Informatikgymnasium Keimgasse 2340 Mödling, Keimgasse 3 2009- 2013. Studium der Soziologie an der Universität Wien 2010- lfd. Studium der Psychologie an der Universität Wien 2013-lfd Studium der Gender Studies an der Universität Wien
Berufspraxis	September 2009-August 2015: Lernbegleiterin* beim NÖ Hilfswerk Februar 2011- Dezember 2011: Interviewerin* beim Institut für empirische Sozialforschung November 2012 - Dezember 2012: Praktikum bei der Stabstelle für Chancengleichheit und Frauenfragen im Landesamt Salzburg Juni 2013-Jänner 2014: Interviewerin* bei L&R Sozialforschung Seit Sommersemester 2013 Arbeit bei der FV GEWI Seit Wintersemester 2013/2014 Arbeit in der Allgemeinen Beratung der ÖH Uni Wien Seit Sommer 2014 Mitarbeit im feministischen Street Art Kollektiv Wien Seit WS 2015/16 Mitarbeit in der UNIQUE ÖH Uni Wien